

## Nr. 1156

### Der Armadaprinz

Er führt die Rebellen – in den Kampf gegen die Silbernen

von H. G. Francis

Das 427. Jahr NGZ, das dem Jahr 4015 alter Zeitrechnung entspricht, ist angebrochen, und die Menschheit sieht sich der bisher größten Bedrohung ihrer Existenz ausgesetzt.

Der Zeidamm, der Terra und Luna wirkungsvoll vor den Angriffen Vishnas schützte, existiert nicht mehr. Kein Wunder daher, daß der nächste Anschlag der abtrünnigen Kosmokratin, die der Menschheit Rache geschworen hat, nicht länger auf sich warten läßt.

Noch vor der Jahreswende 426/427 ist es soweit! Vishna versetzt das Erde-Mond-System in den Grauen Korridor und schickt die erste Plage über die Menschen - das Babel-Syndrom. Kurz darauf, im Januar 427, erfolgt die Heimsuchung durch die Parasitär-Enklaven, die im Vergleich zum Babel-Syndrom bereits eine andere Größenordnung besitzt.

Und während bereits im Februar 427 die dritte und bisher schwerste Plage über die Menschen der Erde hereinbricht, kommt es in der weit entfernten Galaxis M 82, in der neben der Galaktischen Flotte Perry Rhodans auch die Endlose Armada operiert, zu bedeutsamen Entwicklungen.

Rebellen beginnen die Armadaschmiede, die bekanntlich auch die Feinde der Terraner sind, zu bekämpfen. Anführer dieser Rebellen ist DER ARMADAPRINZ...

*Die Hauptpersonen des Romans:*

*Carwanhov, Xerzewn und Dronomon - Herren der Armadaschmiede MOGODON.*

*Parwondov - Ein Besucher auf MOGODON.*

*Aarn Valdecci, Jotho Manahe und Simone Keim - Drei Weidenburnianer in Gefangenschaft.*

*Nachor von dem Loolandre - Anführer der Armadarebellen.*

*Perry Rhodan - Der Terraner erhält einen wichtigen Hinweis.*

1.

Guapa ließ sich fallen, glitt geschmeidig zwischen zwei Ästen hindurch und fing sich an einer Liane fünf Meter über dem Boden wieder auf.

„Da stimmt etwas nicht“, rief er mit schriller Stimme. „Sieh dir das an. Der Horizont ist violett. So war er noch nie, seit ich denken kann.“

Awien, das weibliche Wesen, das er seit geraumer Zeit erfolglos umwarb, blickte mit spöttisch blitzenden Augen auf ihn herab und breitete ihre Hautflügel bis zur vollen Spannweite von etwa vier Metern aus. Die scharfen Krallen ihrer Füße bohrten sich in das Holz des Baumes.

„Seit wann kannst du denn denken?“ erkundigte sie sich. „Als ich dich vorhin etwas fragte, hatte ich noch nicht den Eindruck, daß du bereits über eine gewisse Intelligenz verfügst.“

Guapa lachte. Ihm machte die bissige Bemerkung nichts aus, denn er wußte sehr wohl, was er in geistiger Hinsicht zu leisten vermochte. Er gehörte zu den klügsten in der Höhle, und seit Wochen diskutierte die Bergsektion über seinen Vorschlag, die Bergfuchse, ihre

Hauptnahrung, in großen Herden zu züchten und planmäßig so zu verändern, daß sie auf die jährliche Wanderung nach Westen verzichteten und in dieser Region blieben. Die Vorteile lagen auf der Hand. Eigentlich jeder in der Sektion erkannte sie an, doch noch konnten sich vor allem die Alten nicht über die Traditionen hinwegsetzen.

„Was stört dich denn?“ rief Awien, als er nicht antwortete.

„Du brauchst dir nur einmal den Himmel anzusehen.“

Sie wandte den Kopf und erstarrte. Aus der Ferne klang ein dumpfes Grollen herüber, und es sah so aus, als ob sich eine riesige Gestalt am Horizont erhoben hätte und ihre Glieder in den Himmel hinaufstreckte. Sie war von violett schimmernden Irrlichtern umgeben, als ob sie von dem Geisterfeuer der Sieben verbrannt würde, von denen die Alten Frauen schon so oft erzählt hatten.

Erschrocken ließ sich Awien in die Tiefe fallen. Sie breitete ihre Hautflügel aus und landete sanft unter dem Baum.

„Du hast recht“, flüsterte sie. „Das geht nicht mit rechten Dingen zu.“

Sie war von kleiner, gedrungener Gestalt. Ein dichter Pelz wärmte ihren Körper. Er war überall braun und hatte lediglich um die ausdrucksvollen Augen herum weiße Ringe. Awien wollte noch mehr sagen, doch die Worte blieben ihr im Halse stecken. Ihre Augen weiteten sich, und mit zitternder Hand zeigte sie auf das Grasland hinaus. „Was hast du?“ fragte Guapa.

„Sei still“, zischte sie und zog sich furchtsam hinter den Baumstamm zurück.

Der junge Kemmre-Mann ließ sich aus dem Geäst gleiten, um besser sehen zu können, sank jedoch nicht bis auf den Boden herab, sondern blieb verblüfft mit ausgestreckten Armen am untersten Ast hängen.

Er wußte genau, daß sie allein auf weiter Flur gewesen waren, denn er hatte sich die Umgebung genau angesehen, weil er nicht bei seiner Brautwerbung gestört werden wollte. Niemand war in der Nähe gewesen, und auch sonst war nichts dagewesen, was in irgendeiner Weise Aufmerksamkeit verdient gehabt hätte.

Doch nun stand ein silbern blitzendes Ding im Gras, kaum dreißig Meter von ihm entfernt. Es war etwas größer als er, also etwa zwei Meter hoch und schien nicht mehr zu sein, als der Metallrahmen für einen Kasten, dem die Seitenwände fehlten.

„Was ist das?“ fragte Awien furchtsam. „Es ist aus Metall, also hat es jemand hergestellt. Aber wie kommt es hierher? Vorher war da überhaupt nichts.“

Guapa lächelte still in sich hinein. Ihre letzte Bemerkung verriet ihm, daß es ihr nicht anders ergangen war als ihm. Auch sie wollte bei der Werbung ungestört bleiben, was soviel hieß, daß deren positiver Ausgang eigentlich schon feststand.

„Ich habe keine Ahnung“, erwiderte er. „Ich sehe es mir an.“

„Nein, sei vorsichtig. Es wird dich umbringen“, warnte sie ihn.

Er hörte nicht auf sie. Er hüpfte in die Luft, breitete die Hautflügel aus und glitt dicht über dem Boden dahin auf das Gestell zu. Er erreichte es jedoch nicht, denn plötzlich erschien eine Gestalt in dem fremdartigen Ding. Rasch faltete Guapa die Flügel zusammen und ließ sich ins Gras fallen.

Zunächst schien es, als sei das fremde Geschöpf in dem Gestell wie in einem Käfig gefangen. Doch dann trat es daraus hervor, wandte ihm jedoch noch immer den Rücken zu, und es bemerkte ihn offenbar nicht, denn es reagierte nicht auf seine Anwesenheit. Der junge Mann drehte sich um und flüchtete lautlos zu Awien hinter den Baum.

Der Fremde war hochgewachsen, hatte eine humanoide Gestalt und machte den Eindruck, als verfüge er über außerordentliche Kräfte. Über seinem Kopf schwebte eine Flamme.

Er trug eine weite Jacke, die aus dem Leder einer groß gefleckten Echse hergestellt worden zu sein schien. Ein breiter Gürtel spannte sich um seine Hüften. Allerlei fremdarti-

ge Gegenstände steckten darin, wie Guapa sie noch nie zuvor gesehen hatte. Ein schillernder Stoff umschloß die muskulösen Beine. Wuchtige Stiefel kleideten Füße und Beine bis zu den Knien herauf. Sie waren an den Außenseiten mit abgespreiztem Metallschmuck versehen, der sowohl Reichtum als auch einen besonderen Geschmack verriet.

Awien griff nach Guapas Arm.

„Ich habe Angst“, wisperte sie. „Laß uns verschwinden. Ich spüre es, dieses Wesen bringt nichts Gutes für uns. Bitte - komm.“

Vielleicht wäre Guapa mitgegangen, doch in diesem Augenblick drehte der Fremde sich um.

Entsetzt bemerkte der junge Mann, daß der Fremde nur ein einziges Auge hatte. Es war faustgroß, nahm fast die ganze Stirn ein und leuchtete rubinrot. Es war halbkugelförmig, wölbt sich weit aus der Stirn hervor und war aus Hunderttausenden von Facetten zusammengesetzt. Braunes, gelocktes Haar bedeckte den Schädel des Wesens, das die beiden Hautflügler nicht zu bemerken schien.

Guapa und Awien waren wie gelähmt. Sie wollten flüchten, doch weder ihre Beine noch ihre Flügel gehorchten ihrem Willen.

So beobachteten sie, wie der Fremde den Metallrahmen zusammenklappte, zusammenschob und schließlich zu einem handlichen Kasten faltete, den er sich auf den Rücken legte, wo er laut klickend haften blieb. Der Einäugige hob ein Metallkästchen auf, das er mitgebracht hatte, und ging zu einem Baum, der nur etwa zehn Meter von den beiden heimlichen Beobachtern entfernt war. Der Kasten auf seinem Rücken schien ihn zu stören, denn er nahm ihn wieder ab und stellte ihn ins Gras. Darin hielt er plötzlich einen Stab in den Händen, aus dem blaues Feuer hervorschloß. Damit begann er nun, den Baumstamm auszuhöhlen.

Guapa dachte daran, daß er um Awien werben wollte, und die Starre fiel von ihm ab. Womit konnte er größeren Eindruck auf sie machen, als wenn er Mut bewies? Und was würden die Alten sagen, wenn er mit diesem Metallkasten in die Höhle kam? Mußten sie ihn nicht als Helden feiern, dem es lohnte zuzuhören, auch wenn seine Ideen ungewöhnlich, ja, revolutionierend waren?

Bevor Awien ihn daran hindern konnte, verließ er die Deckung und eilte auf den Fremden zu. Er hatte diesen schon fast erreicht, als er auf einen trockenen Zweig trat, der kraschend unter seinem Fuß zerbrach.

Der Einäugige fuhr herum und sah, daß er seine Hand nach dem Metallkasten ausgestreckt hatte.

Guapa blieb stehen. Erschrocken blickte er zu dem Fremden auf und zog seine Hand langsam zurück.

„Zurück!“ schrie Awien in höchstem Entsetzen. „Schnell. Komm zu mir, oder er bringt dich um.“

Das Wesen mit dem rubinroten Auge sagte etwas. Es hatte eine klare Stimme, die angenehm in den Ohren des Kemmler-Mannes klang. Und es lächelte.

Guapa richtete sich auf. Sein Herzschlag beruhigte sich wieder. Der Fremde schien nicht so gefährlich zu sein, wie er befürchtet hatte, und er schien ihm noch nicht einmal übelzunehmen, daß er ihm den seltsamen Metallkoffer hatte wegnehmen wollen.

„Awien“, sagte er. „Komm her zu mir. Ich glaube, er meint es gut mit uns.“

Die junge Frau kam zögernd hinter dem Baum hervor.

Der Fremde legte das Kästchen, das kaum größer war als eine Faust, in die ausgeschnittene Höhlung. Dann wandte er sich den beiden Kemmlern zu, und Trauerschwang in seiner Stimme mit. Sie hörten es deutlich heraus, obwohl sie ihn nicht verstanden, und sie begriffen, daß er Mitleid mit ihnen hatte.

Sie faßten Vertrauen zu ihm.

Da hob er die stabförmige Waffe und tötete Awien.

Mit entsetzt geweiteten Augen wich Guapa vor ihm zurück. Er streckte die Arme abwehrend aus und konnte das Ende doch nicht abwehren.

Der Einäugige nahm den Metallkoffer auf und eilte bis zu einem Hügel, der etwa einen Kilometer entfernt war. Hier klappte er den Koffer auf und entfaltete den Rahmen aus Metallschienen. Er drückte einige Knöpfe an einer Leiste, trat dann einige Schritte zur Seite und setzte sich ins Gras.

Mittlerweile war der Horizont nähergerückt. Deutlich war zu erkennen, daß sich das Land aufwölbte, verwirbelte, sich zu Spiralen formte und dann in den Himmel hinaufstieg. Es sah aus, als ob sich über den Wolken ein gigantischer Staubsauger befände, der das Land mit unwiderstehlicher Gewalt an sich riß.

Tiere aller Art stürmten heran und eilten in heilloser Flucht an dem Einäugigen vorbei, der fühlte, wie der Boden unter ihm erbebte, als würde er von gewaltigen Stößen aus dem Inneren des Planeten erschüttert. Je näher die Linie der emporsteigenden Massen rückte, desto klarer zeichnete sich ab, daß nur Pflanzen und Tiere in die Höhe schwebten und in den Wolken verschwanden.

Die einsame Gestalt auf dem Hügel beobachtete, daß fledermausähnliche Geschöpfe - wie Awien und Guapa - aus den Höhlen eines Berges hervorkamen, heftig flatternd zu entkommen versuchten, erfaßten, daß sie nicht schnell genug waren, und sich verzweifelt an Bäume und Felsen klammerten. Sie konnten sich dadurch nicht vor dem Ende retten. Sie durchlitten grauenhafte Qualen, bis der Tod sie endlich erlöste.

Als die Linie der in die Höhe emporgerissenen Massen sich ihm bis auf etwa hundert Meter genähert hatte, er hob sich der Einäugige, trat in das Metallgestell und drückte einen Knopf. Zuerst verschwand er. Dann das Gestell.

Er erschien wieder in einem Gebiet, das annähernd zehn Kilometer von dem Hügel entfernt war und hinter der Linie der in die Höhe gesaugten Massen lag. Unmittelbar neben ihm materialisierte das Metallgestell. Er ließ es so, wie es war, und entfernte sich einige Schritte von ihm.

Von einem Hügel herab blickte er über das Land, das nun kahl und öde war. Kein Baum, kein Strauch, keine Blume, kein Vogel, kein Insekt oder sonst ein organisches Wesen war nun noch da. Nur lockerer Staub überdeckte den felsigen Boden.

Der Einäugige ließ sich auf die Knie sinken und griff in den Staub, konnte ihn jedoch nicht halten. Er rieselte ihm durch die Finger, ohne irgendwo zu haften.

Er enthielt keinerlei Leben mehr.

\*

Die schrillen Pfeiftöne der Arbeitssirene schreckten Simone Keim auf. Sie fühlte sich müde und zerschlagen. Jeder ihrer Muskeln schmerzte, und sie glaubte zunächst, nicht aufzustehen zu können.

Die Luft im Raum war so verbraucht, daß sie meinte, ersticken zu müssen.

Einer der Männer neben ihr griff nach ihrem Arm.

„Komm, Simone“, murmelte er. „Wir bleiben hier.“

Sie stieß ihn wortlos zurück und erhob sich. Darin wartete sie darauf, daß sich die Tür endlich öffnete und sie in frischere Luft hinaustreten konnte. Sie lehnte sich erschöpft an die Wand und fragte sich, wie sie den heutigen Tag überstehen sollte.

Dumpfer Haß gegen die Armadaschmiede, die dafür verantwortlich waren, daß sie an Bord der ICCUBATH weilten, erfüllte sie.

Die Weidenburnianerin dachte daran, wie sie an Bord des Goon-Schleppers GORO-O-SOC gebracht worden waren.

Wenigstens 100.000 Männer und Frauen waren wir, erinnerte sie sich. Ich kann mir nicht vorstellen, daß wir jetzt noch so viele sind. Es ist einfach unmöglich, daß alle die Strapazen überlebt haben, die hinter uns liegen.

Irgendwann war die GORO-O-SOC von Armadamonturen aufgebracht und zur Arma-daschmiede MOGODON geschleppt worden. Von Anfang an war Simone Keim klar gewesen, daß die Silbernen einen teuflischen Plan hatten und sie alle für ihre Zwecke einsetzen und mißbrauchen wollten. Vergeblich hatte sie jedoch darüber nachgedacht, welches Ziel die Silbernen verfolgten.

Ebenso wie die meisten an Bord ahnte sie, daß ihnen Schlimmes bevorstand. Viele von ihnen senkten furchtsam die Stimme, sobald von der ICCUBATH die Rede war.

Die Tür öffnete sich, und die Männer und Frauen vor Simone wankten hinaus. Sie alle hatten Mühe, sich auf den Beinen zu halten.

„Komm, Simone, laß uns gehen“, sagte Jotho Manahe. „Es hat keinen Sinn, sich zu sträuben.“

Sie hatte nicht vorgehabt, die Arbeit zu verweigern und im Raum zu bleiben. Sie gierte förmlich danach, die Luft auf den Gängen des Raumschiffs atmen zu können, doch sie wollte erst losgehen, wenn die anderen draußen waren, so daß sie nicht vor der Tür warten mußte, wo sie sich nirgendwo anlehnen konnte.

Jotho Manahe hakte sich bei ihr unter und wollte sie mitziehen, doch sie schüttelte ihn unwillig ab. Sie mochte diese vertrauliche Berührung nicht. So nahe stand sie Manahe nicht, daß sie ihm derartige Freiheiten erlauben mochte. Er war ihr nicht unsympathisch, weckte aber keinerlei Gefühle in ihr.

„Ich kann allein gehen“, sagte sie, wobei sie sich mit mäßigem Erfolg um einen scherhaften Ton bemühte. „Du hältst mich wohl für eine alte Frau, was?“

Die Tür war frei. Simone eilte auf den Gang hinaus und atmete tief durch. Es tat gut, aus der Enge der Kabine herauszukommen, auch wenn sie sich nun wiederum in der Masse der Männer und Frauen befand, die zum großen Gyro drängten.

„Alles klar?“ fragte Kosmosignalist Aarn Valdecci, der aus dem Gewühl neben ihr auftauchte.

„Alles klar“, antwortete sie mit einem flüchtigen Blick auf ihn.

Valdecci war ein unersetzer, etwas füllig wirkender Mann mit einem eckigen Schädel und schütterem Blondhaar. Ihn schien die Arbeit, die man ihnen abverlangte, nicht zu beeindrucken. Er sah immer so aus, als komme er unter der Dusche hervor und habe sich gerade umgekleidet. Sie hatte ihn noch nie in einem Zustand der Erschöpfung erlebt.

„Du hältst dich gut“, lobte er sie, und sie meinte zu spüren, wie die Schmerzen in ihren Armen und Beinen abflauten.

„Wie lange noch?“ fragte sie. „Wie lange?“

„Das liegt an uns“, erwiderte er. „Warum lassen wir es uns gefallen?“

Er grinste, als habe er einen Witz gemacht.

„Sie wissen genau, was sie tun“, behauptete sie. „Was glaubst du, was an Bord los wäre, wenn sie uns nicht arbeiten ließen?“

Er nickte.

„Hunderttausend Menschen gehen hoch wie Dynamit, wenn sie auf so engem Raum zusammengepfercht werden und nichts tun können. Sie halten uns auf Trab, um eine Explosion zu verhindern. Kein schlechter Gedanke, wie?“

„Die meisten von uns sind total erledigt.“

„Und haben keine Kraft mehr, sich gegen diese Teufel zu erheben.“

„Nein. Bestimmt nicht.“

Er grinste erneut.

„Aber bei uns sieht das natürlich ganz anders aus.“

„Wirklich?“

„Du willst mich doch nicht allein lassen?“

„Was können wir denn tun?“

„Keine Ahnung. Wir könnten etwas versuchen.“

Sie lächelte.

„Wahrscheinlich hast du recht. Das ist immer noch besser, als sich schinden zu lassen und aufzugeben.“

„Das sind die Töne, die ich hören wollte.“

Sie betraten eine runde Halle, die durch Stahlwände in sechs Sektionen unterteilt wurde. Die Wände führten von einer zentralen Achse nach außen und waren an ihrer Unterseite mit großen Rastern versehen.

Der Gyro, wie die Ouechos ihn nannten, erinnerte Simone in fataler Weise an das Rührwerk einer Küchenmaschine, und oft genug mußte sie daran denken, was geschehen würde, wenn sich die ganze Apparatur plötzlich in rasende Bewegung versetzte und sich zur gleichen Zeit etwa zweihundert Männer und Frauen zwischen den Stahlwänden befanden.

Innerhalb von Minuten wäre nur noch eine amorphe Biomasse von uns übrig, fuhr es ihr durch den Kopf, als sie sich mit beiden Händen gegen eine Stahlwand stemmte und mit aller Kraft drückte. Die anderen Gefangenen neben ihr stöhnten gequält auf. Sekundenlang schien es, als wolle die Apparatur nicht nachgeben, dann jedoch setzten sich die Stahlwände in Bewegung. Zentimeter für Zentimeter wanderten sie weiter.

„Nein“, schrie einer der Männer neben Simone auf. „Jetzt ist Schluß, endgültig Schluß.“

Er trat von der Stahlwand zurück. Im gleichen Moment zuckte etwas Helles von oben herab und traf ihn an der Schulter. Er schrie gepeinigt auf, weigerte sich aber dennoch, die Arbeit wieder aufzunehmen.

„Dieses Mal nicht!“ brüllte er. „Ihr könnt mich nicht zwingen. Niemals!“

Abermals blitzte es über ihnen auf, und Sekunden später stemmte sich der Mann wieder gegen die Stahlwand. Simone hörte ihn weinen, aber sie war zu schwach, um Mitleid empfinden zu können.

Hatte er wirklich geglaubt, den Neuroschauern widerstehen zu können, die jedem unerträgliche Schmerzen verursachten, der sich sträubte?

Simone war selbst einmal in dieser Weise bestraft worden. Tagelang hatte sie unter den Nachwirkungen der Schauer und der Angst vor irreparablen Schäden gelitten.

Und doch war sie bereit, Aarn Valdecci zu folgen, wenn dieser versuchte, auszubrechen. Sie blickte nach oben.

Die Stahlwand, gegen die sie sich stemmte, war etwa zweieinhalb Meter hoch. Noch einmal zwei Meter höher befand sich an einer Stelle der Hallenwand eine Öffnung, die nur durch ein dünnes Gitter verdeckt wurde. Sie war ihr Ziel.

Der Plan war, auf die Stahlwand zu steigen, darauf entlangzulaufen, wenn sie sich der Öffnung näherte, und dann kopfüber durch das Gitter zu springen. Das mußte so schnell gehen, daß Valdecci und sie hindurch waren, bevor einer der Ouechos Neuroschauer über sie ergießen konnte.

Neben ihr entstand Unruhe, und dann war Aarn plötzlich da.

„Ich möchte wissen, ob wir mit dieser Arbeit überhaupt etwas bewirken“, sagte er laut und mit kräftiger Stimme. „Vermutlich nicht.“

Er blickte nach oben, wo die Mittelachse der Apparatur in der Decke verschwand.

„Diese Arbeit ist so sinnlos wie ein Staubsauger in der Steinzeit.“

Wahrscheinlich hat er recht, dachte sie und fragte sich, was er mit seinen Worten beabsichtigte.

„Was ist los?“ flüsterte sie.

„Wir versuchen es“, entgegnete er mit gedämpfter Stimme. „Du zuerst. Wie fühlst du dich?“

„Besser“, antwortete sie. „Die Arme schmerzen nicht mehr so.“

„Weil sie arbeiten müssen und durchblutet werden“, erklärte er. „Wir haben Zeit. Wenn du noch nicht soweit bist, warte lieber noch etwas. Wir müssen es auf Anhieb schaffen, sonst sieht es schiecht aus für uns.“

„Ist mir klar.“

„Also?“

„Es geht los.“

„He, Simone, was ist denn?“ fragte Jotho Manahe. Er schob einen der Männer zur Seite und drängte sich neben sie. „Ist da etwas, was ich wissen sollte?“

„Nichts“, zischte sie ärgerlich. „Wirklich nichts.“

Er blickte sie forschend an. Der Schweiß lief ihm in Strömen über das schmale Gesicht.

„Macht bloß keinen Quatsch“, riet er ihr. „Du weißt doch, was passiert, wenn man nicht arbeitet. Du hast es gerade gesehen.“

Sie ließ den Kopf in den Nacken sinken. Die Öffnung in der Hallenwand rückte näher. Wenn sie ausbrechen wollten, dann mußten sie handeln, oder sie mußten etwa eine halbe Stunde warten, bis sie die Halle einmal umrundet hatten, und die Öffnung abermals in greifbare Nähe kam.

„Jetzt“, flüsterte sie Aarn Valdecci zu.

„Was ist mit ihm?“ fragte er leise.

„Ach, laß ihn doch. Der redet nur.“

Sie trat zwei Schritte zurück. Aarn Valdecci krümmte den Rücken und beugte die Knie. Simone Keim schnellte sich vor. Über ihr blitzte es auf, aber der Neuroschauer zuckte an ihr vorbei, weil sie bereits auf den Rücken Valdeccis gesprungen war, sich von hier auf die obere Kante der Stahlwand schwang, darauf entlang rannte und sich dann kopfüber durch das Gitter stürzte. Feurige Blitze umzüngelten sie, und sie spürte einen stechenden Schmerz, der ihren ganzen Körper durchschnitt, dann aber sofort wieder abflaute. Eilig kroch sie weiter. Dabei hörte sie, wie der schwere Körper Valdeccis hinter ihr aufprallte.

Eine Alarmsirene heulte auf.

Dann stutzte Simone. Da war ein zweiter Aufprall gewesen. Nicht nur Aarn Valdecci war hinter ihr, sondern noch ein anderer.

„Weiter, weiter“, drängte Aarn. „Wir müssen heraus aus dieser Falle. Wenn wir erst einmal in einem anderen Bereich des Schiffes sind, finden sie uns nicht mehr.“

„Wer ist hinter dir?“ fragte sie und ließ sich in einen kleinen Raum fallen, in dem mehrere Klimamaschinen standen.

Der Kosmosignalist folgte ihr.

„Das werden wir gleich sehen“, sagte er und stellte sich neben der Öffnung auf. Er hob die Faust, um notfalls sofort zuschlagen zu können.

Grinsend schob Jotho Manahe sich heran.

„Ich wußte doch, daß ihr so etwas vorhabt“, sagte er. „Und mir war auch klar, daß ihr einen Mann wie mich gebrauchen könnt.“

2.

Der Armadaschmied Carwanhov betrat den Raum, in dem Xerzewn und Dronomon ihre Mahlzeit einnahmen. Eine Reihe von exotischen Früchten stapelten sich auf dem Tisch, und in den Schüsseln türmten sich die Meeresfrüchte eines nahen Planeten.

Carwanhov unterdrückte seinen Ärger. Ihm mißfiel es, daß Xerzewn und Dronomon es vorzogen, ohne ihn zu speisen. Dabei war er derjenige, der sich immer wieder bemühte,

sie mit neuen Köstlichkeiten zu überraschen und durch besondere Kochkünste zu erfreuen. Immer, wieder hatte er sie zu sich geladen, doch sie dachten nicht daran, ihn ebenfalls einmal zu sich zu bitten. Sie aßen allein und ließen ihn links liegen.

Immer wieder dachte er darüber nach, warum das so war, ohne eine Erklärung dafür finden zu können.

Doch jetzt schluckte er seinen Ärger herunter, weil er eine wichtige Nachricht zu überbringen hatte.

„Es ist soweit“, sagte er, verzweifelt mit seinen Sprachschwierigkeiten kämpfend. „Parwondov hat sich angemeldet. Er wird in einer Stunde hier sein.“

„Parwondov“, erwiderte Xerzewn.

Er tupfte sich den Mund mit einem Tuch ab und erhob sich. Er war der eleganteste der drei Silbernen, und Carwanhov bewunderte ihn, weil er in allen Situationen wußte, wie er sich verhalten sollte.

„Er muß einen triftigen Grund haben“, stellte Dronomon fest. „Sein Besuch kann für uns nur gut sein.“

„Das glaube ich auch“, beteuerte Carwanhov. „Ich bin überzeugt davon, daß es nun endlich Fortschritte geben wird.“

Xerzewn und Dronomon verließen den Raum. Carwanhov trat zur Seite, um sie vorbeizulassen.

„Fortschritte? Wobei?“ fragte Xerzewn.

„Hinsichtlich der Armada natürlich“, erwiderte Carwanhov.

„Ah - ja.“ Xerzewn betrat den Gang, der zur Zentrale der Armadaschmiede führte. Leise wechselte er ein paar Worte mit Dronomon.

„Wie bitte?“ fragte Carwanhov, der nichts verstanden hatte; doch die beiden anderen Schmiede antworteten ihm nicht. Sie taten, als hätten sie seine Frage nicht gehört.

Carwanhov blieb ärgerlich stehen.

Wer sind sie denn schon? fragte er sich. Was gibt ihnen das Recht, so überheblich zu sein?

Er wollte etwas sagen, doch in diesem Moment schloß Xerzewn das Schott zur Zentrale, als ob niemand mehr hinter ihm sei. Erbittert blickte Carwanhov auf das Schott. Dann ging ein Ruck durch ihn.

Hast du es nötig, dich bei ihnen anzubiedern? Was sind sie denn ohne dich? Sie mögen gute Organisatoren sein, aber du bist der Chemiker. Du allein bist in der Lage, den naturwissenschaftlichen Apparat dieser Schmiede in Gang zu halten. Ohne dich sind sie nichts.

Er wandte sich ab und machte sich auf den Weg in seine Wohneinheit. Dabei überlegte er, wie er es anstellen sollte, sein eigenes Ansehen bei Xerzewn und Dronomon zu erhöhen.

Der Besuch Parwondovs bot sich an. Er konnte alles verändern.

\*

„Was willst du hier?“ fragte Simone Keim betroffen, als sie Jotho Manahe sah. „Warum bist du uns gefolgt?“

Der Urbanisator strich sich den Staub aus den Kleidern. Eine ziemlich überflüssige Geste, da seine Hose verdreckt und zerrissen war, so daß es keine große Rolle spielte, ob nun noch ein wenig mehr Schmutz daran war oder nicht.

„Allein kommt ihr ja doch nicht zurecht“, erwiderte er. „Aber in einer Hinsicht hast du natürlich recht. Es wäre viel angenehmer, sich mit einer hübschen Frau zu amüsieren, als sich mit euch herumzuschlagen.“

„Reden könnt ihr später“, unterbrach ihn Aarn Valdecci. „Wenn wir noch länger hier bleiben, erwischen sie uns, bevor wir irgend etwas ausgerichtet haben.“

„Du hast recht“, stimmte Simone zu und blickte Jotho Manahe böse an. Sie öffnete die Tür und spähte auf einen Gang hinaus. „Noch ist niemand da. Kommt. Beeilt euch, die Ouechos werden gleich kommen.“

Sie fürchtete sich vor den Ouechos, dem Hilfsvolk der Silbernen, obwohl diese im Durchschnitt nur etwa fünfzig Zentimeter groß waren. Diese fremdartigen Wesen hatten jedoch bewiesen, daß nicht mit ihnen zu spaßen war, und daß sie in unverbrüchlicher Treue zu den Schmieden standen.

Wenige Meter neben der Tür befand sich ein Antigravschacht, der nach unten gepolt war. Die beiden Männer und die Medienkontrolleurin ließen sich hineinfallen und sprangen wenige Stockwerke tiefer auf einen anderen Gang hinaus. Sie hörten, daß hoch über ihnen Lärm entstand.

„Die Ouechos sind zu spät gekommen“, lachte Jotho Manahe. „Ihr habt euch also unnötig aufgereggt.“

„Wohin jetzt?“ fragte Simone.

„Ich habe keine Ahnung“, antwortete Manahe, bevor Valdecci etwas sagen konnte. „Schließlich weiß ich nicht, was ihr überhaupt vorhabt.“

Er blickte die junge Frau fragend an. Sie war etwas kleiner als er, schlank und sportlich, und sie trug eine graue Kombination, die ihren Körper locker umschloß. Kühl musterte sie Manahe.

„Du könntest ja mal einen Vorschlag machen.“

„Ich wüßte schon, was wir tun könnten“, erwiderte er und legte eine Hand um ihre Schultern. „Aber dann sollten wir Valdecci solange wegschicken.“

Sie streifte seine Hand unwillig ab.

„Du hättest lieber beim Gyro bleiben sollen“, entgegnete sie.

„Erstens war mir die Arbeit darin zu schwer“, sagte er. „Und zweitens wurde ich das Gefühl nie los, daß dieses verteufelte Ding plötzlich zu rasen beginnen könnte. Und dann wären wir alle in einen Brei verwandelt worden. Ich wäre dir dann zwar ein wenig näher gewesen, aber in einer Form, die mir nicht gefallen hätte.“

„Du bist ein Spinner“, fauchte sie ihn an. „Du behinderst uns nur. Verkrieche dich in irgendeine Ecke und laß uns in Ruhe.“

„Dazu bin ich viel zu neugierig.“

„Seid ihr jetzt durch mit dem Blödsinn?“ fragte Aarn Valdecci. „Mir reicht es.“

„Mir auch“, sagte sie.

„Dann könnt ihr mir ja endlich verraten, was ihr vorhabt.“

„Wir wollen herausfinden, was hier eigentlich gespielt wird, Jotho“, antwortete der Kosmosignalist.

„Wir sind ungefähr hunderttausend Weidenburnianer“, fügte sie hinzu. „Niemand entführt so viele Menschen, wenn er nicht einen ganz bestimmten Plan damit verfolgt.“

„Das ist richtig“, stimmte Jotho Manahe zu. „Mir wird ganz schlecht, wenn ich daran denke, was die Silbernen planen könnten. An Bord gibt es die wildesten Gerüchte. Es heißt, daß einige von uns geimpft worden sind.“

„Wir wollen den Gerüchten auf den Grund gehen“, erklärte Valdecci. „Kommt jetzt.“

Sie eilten den Gang entlang bis zu einer Tür, die mit einer kleinen Sichtluke versehen war. Der Kosmosignalist spähte hindurch.

„Wir haben Glück“, sagte er dann. „Da wird irgend etwas gespielt.“

Er öffnete das Schott, und verbrauchte, übelriechende Luft schlug ihnen entgegen. Vor ihnen befand sich eine Art Balustrade, von der aus sie in einen Saal hinabsehen konnten.

In diesem hielten sich etwa fünftausend Menschen auf. Sie standen dichtgedrängt vor einer Energieschranke, in der es fünf Durchgänge gab.

„Was ist hier los?“ flüsterte Simone. Sie schloß das Schott hinter sich und trat auf die Balustrade hinaus. Hier war es so dunkel, daß sie nicht zu fürchten brauchten, entdeckt zu werden.

„Man verpaßt unseren Freunden Injektionen“, stellte Aarn Valdecci grimmig fest.

Er hatte richtig beobachtet.

Die Männer und Frauen, die in dem Saal eingeschlossen waren, mußten durch die Öffnungen in der Energieschranke gehen. Dabei mußten sie sich an Armadamonteuren vorbeischieben, die sie augenblicklich packten, ihnen eine Hochdruckspritze an den Kopf setzten und ihnen ein Pharmakon unter die Haut schossen.

Simone beobachtete, daß einige Frauen versuchten, an den Automaten vorbeizukommen und den Injektionen zu entgehen, doch das gelang niemandem. Die Monteure packten jeden, hielten ihn fest, und schon zischten die Hochdruckspritzen.

Plötzlich erinnerte sich Simone Keim daran, daß sie vor einigen Tagen gewaschen worden waren. Dazu hatten sie unbekleidet enge Duschräume betreten müssen, die nur über eine etwa fünf Meter lange Treppe zu erreichen gewesen waren. Sie hatte Stiche an den Fußsohlen gespürt und sich zunächst nichts dabei gedacht. Jetzt wußte sie, was diese Stiche zu bedeuten gehabt hatten.

Sie sprach Valdecci auf dieses Erlebnis an und war nicht überrascht, als sie von ihm hörte, daß es ihm ebenso ergangen war.

„In den Stufen sind Hochdruckspritzen verborgen gewesen“, flüsterte Jotho Manahe. „Das war der ganze Trick.“

„Und niemand wehrt sich“, wunderte sich Simone. „Warum greift keiner die Armadamonteure an? Wenigstens fünftausend Männer und Frauen gegen fünf Armadamonteure! Irgend jemand müßte doch etwas unternehmen.“

„Wer noch keine Injektion hat, kommt wegen der Energieschranke nicht an die Automaten heran“, entgegnete Aarn Valdecci gelassen. „Und wer dieses Zeug in seinem Blut hat, kann sich nicht mehr wehren. Sieh sie dir doch an, Simone. Sie sind völlig apathisch.“

Bisher hatte die junge Frau nicht darauf geachtet. Jetzt aber erkannte sie, daß Valdecci besser beobachtet hatte als sie. Die Armadaschmiede hatten zweifellos genau gewußt, was sie taten, als sie die Gefangenen mit den Armadamonteuren allein gelassen hatten. Die Männer und Frauen waren tatsächlich nicht in der Lage, irgend etwas zu unternehmen.

Laut scharrend öffnete sich ein Schott, und ein Armadamonteur rollte auf drei Rädern auf die Balustrade heraus. Der Projektor eines Energiestrahlers leuchtete an der Unterseite seines bananenförmigen Körpers auf.

„Vorsicht! Er schießt“, schrie Simone Keim und hechtete zur Seite, um dem tödlichen Energiestrahl zu entgehen. Aarn Valdecci sprang ebenfalls, schnellte sich dabei jedoch auf den Roboter zu. Nur knapp blitzte es an ihm vorbei.

Jotho Manahe blieb stehen. Er warf einen faustgroßen Plastikbeutel von sich. Dieser prallte etwa zwei Meter vor dem Armadamonteur auf den Boden und zerplatzte. Eine schäumende Flüssigkeit breitete sich aus.

Der Urbanisator lachte, drehte sich um und rannte davon, schlug jedoch plötzlich einen Haken, als wisse er genau, wann der Monteur feuerte. Um wenige Zentimeter zuckte ein Energiestrahl an ihm vorbei. Manahe schrie auf und hielt sich die Wange.

Während Simone versuchte, zu einer Tür zu kommen, drehte sich der Armadamonteur herum und rollte ein Stückchen weiter. Dabei geriet er in die Lache, die sich auf dem Boden ausgebreitet hatte, und rutschte zur Seite.

Manahe lachte abermals.

„Paßt auf“, rief er. „Das ist eine Art Seife. Spiegelglatt.“

Aarn Valdecci, der noch immer auf dem Boden lag, schnellte sich mit den Füßen zuerst auf den Roboter.

Er traf ihn an der Seite und versetzte ihm einen derben Tritt. Die Maschine glitt quer über die Balustrade und prallte gegen das Geländer.

„Oh, das tut mir aber leid“, spöttelte der Kosmosignalist.

Jotho Manahe dagegen erkannte die Gefahr für die Männer und Frauen unten im Saal.

„Vorsicht“, schrie er. „Paßt auf.“

Der Armadamonteur kippte über das Geländer und stürzte in die Tiefe.

Erschrocken rannte Simone zum Geländer hin. Sie fürchtete, zerschmetterte Leiber zu sehen.

„Ist es gut gegangen?“ fragte Aarn Valdecci. Er krempelte sich die Ärmel seiner Bluse auf.

„Zum Glück ja“, erwiderte die junge Frau erleichtert. „Die Leute sind schnell genug ausgewichen.“

Sie winkte nach unten, und einige Frauen grüßten zaghaft zurück.

„Warum wehrt ihr euch nicht?“ rief Simone, einer plötzlichen Eingebung folgend. „Warum läßt ihr euch behandeln wie Vieh?“

Jotho Manahe lachte.

„Was soll das?“ fragte er. „Willst du Volksreden halten?“

Wütend fuhr sie herum.

„Man muß doch mit ihnen reden. Sie müssen was tun.“

„Du willst eine spontane Gefangenensrevolte auslösen, was?“ höhnte er. „Ohne jede Vorbereitung. Einfach so.“

„Und warum nicht?“

„Wie wär's denn zur Einleitung mit einem Gefangenchor?“

„Hau doch ab“, schrie sie. „Verschwinde doch endlich.“

Er lachte ihr ins Gesicht.

„Du meinst auch, ein hübsches Gesicht, lange Beine und ein strammes Hinterteil genügen, um ...“

Sie schlug ihm die flache Hand ins Gesicht.

„Oh“, sagte Aarn Valdecci. „Das tut mir aber leid.“

Er tippte Simone an.

„Bevor du dich noch mehr aufregst, solltest du mal dort hinübersehen“, er deutete auf die gegenüberliegende Seite der Halle, wo Dutzende von Armadamonteuren auf die Balustrade herauskamen. „Du wirst bald keine Gelegenheit mehr haben, Volksreden zu halten.“

Er lief bereits los, und sie folgte ihm, ohne nachzudenken. Sie hörte die Schritte Manahe hinter sich und hoffte, er würde in eine andere Richtung fliehen, doch als sie sich wenig später umsah, blickte sie in sein grinsendes Gesicht.

\*

Carwanhov streckte die Hand nach dem Interkom aus, um eine Verbindung mit der Zentrale der MOGODON herzustellen. Er wollte fragen, ob mittlerweile eine neue Nachricht von Parwondov vorläge. Doch dann zog er die Hand zurück.

Sollte er sich eine derartige Blöße geben? Sollte er Xerzewn und Dronomon eine Gelegenheit geben, ihn mit einer falschen Aussage von dem Gespräch mit Parwondov auszuschließen?

Sie werden behaupten, daß sich seine Ankunft verzögert, schoß es ihm durch den Kopf. Und dann sitze ich hier und warte, während sie schon längst mit ihm reden.

Er erhob sich und verließ seinen Wohntrakt. Mit wenigen Schritten wechselte er zur Zentrale über, wo Xerzewn gerade eine Flasche und drei Gläser für einen Willkommenstrunk bereitstellte.

„Willst du nichts trinken?“ fragte Carwanhov. „Ich sehe nur Gläser für Parwondov, Dronomon und mich.“

Er hatte gehofft, Xerzewn in Verlegenheit bringen zu können, doch damit hatte er sich geirrt.

„Wir haben nicht damit gerechnet, daß du dich aufdrängen würdest“, erwiderte Xerzewn. „Aber bitte, wenn du willst, gebe ich dir auch etwas zu Trinken.“

Carwanhov lächelte gequält.

Irgendwann muß ich ganz offen mit ihnen reden, nahm er sich vor. So kann und darf es nicht weitergehen. Wir werden unser Ziel niemals erreichen, wenn wir uns mit derartigen Dingen gegenseitig aufreiben.

Er schluckte seinen Ärger herunter, war aber nicht bereit, einzulenken und die Demütingungen einfach hinzunehmen. Bevor er jedoch irgend etwas sagen konnte, öffnete sich das Hauptschott, und Parwondov und Dronomon traten ein.

Carwanhov preßte verbittert die Lippen zusammen. Jetzt hatte er die Bestätigung für seine Befürchtung, daß die beiden anderen Schmiede allein mit dem Gast hatten sprechen wollen. Er fing sich rasch und begrüßte Parwondov, als ob nichts vorgefallen sei.

Parwondov trank etwas mit Xerzewn, Dronomon und ihm, plauderte über allerlei Nebensächlichkeiten und wechselte schließlich mit ihnen in den eleganten Wohntrakt von Xerzewn über, wo er Gelegenheit hatte, allerlei Kunstwerke zu bewundern, die von den verschiedensten Planeten der Galaxis stammten. Carwanhov war überrascht. Er hatte nicht erwartet, daß Parwondov für diese Dinge Interesse zeigen würde. Er war vielmehr auf kühle Sachlichkeit vorbereitet gewesen.

Carwanhov diskutierte über einige Kunstwerke mit dem Besucher, spürte jedoch schnell, daß Parwondov nicht viel Wert auf seine Meinung legte, und es traf ihn schmerzlich, daß der Gast die Worte Xerzewns und Dronomons wesentlich höher einschätzte.

Daher atmete er auf, als Parwondov endlich auf den Grund zu sprechen kam, weshalb er zur Armadaschmiede MOGODON gekommen war.

Parwondov setzte sich an einen Tisch und trank ein Glas Wein. Dabei glitten seine Blicke rasch und abschätzend von Xerzewn zu Dronomon und von dort zu Carwanhov.

„Ich bin natürlich nicht hier, um ein angenehmes Leben inmitten einer Ansammlung von Kunstwerken zu genießen“, erklärte er. „Es gibt vielmehr einige Dinge, die mir Sorgen bereiten.“

„Und was wäre das?“ fragte Xerzewn.

Er setzte sich und bot Dronomon mit freundlicher Geste Platz an, beachtete Carwanhov jedoch nicht. Dieser zögerte kurz und setzte sich dann auch.

„Ich denke an einige Vorfälle, die es als richtig erscheinen lassen, daß wir so schnell wie möglich zuschlagen und die Kontrolle über die Endlose Armada übernehmen.“

„Das höre ich gern“, erwiderte Xerzewn. „Dronomon und ich sind ohnehin der Meinung, daß wir lange genug gewartet haben.“

Parwondov blickte Carwanhov fragend an, wandte sich dann aber wieder an die beiden anderen Schmiede.

„Sorgen macht mir vor allem dieser Perry Rhodan“, fuhr er fort. „Mittlerweile hat sich herausgestellt, daß er mit seiner Galaktischen Flotte ein ernstzunehmender Konkurrent ist.“

„Ein Konkurrent?“ fragte Xerzewn überrascht. „Wie sollen wir das verstehen?“

„Ich bin sicher, daß es Perry Rhodan um die Endlose Armada geht“, erwiderte der Besucher. „Ebenso wie uns. Wenn es ihm gelingt, die Endlose Armada unter seine Kontrolle zu bringen, hat er die Macht über diese Galaxis und über jede andere, die er mit den vereinigten Flotten ansteuert.“

An diese Gefahr schienen Xerzewn und Dronomon noch gar nicht gedacht zu haben.

„Dann ist da aber auch die Situation in der Armada selbst“, fuhr Parwondov fort. „Das Armadaherz schweigt beharrlich.“

„Das ist für mich der Hauptgrund, endlich loszuschlagen“, sagte Xerzewn. „Das Schweigen ist ein Zeichen der Schwäche, und wo Schwäche ist, da ist auch Herausforderung.“

Der Besucher ging über diese Bemerkung hinweg, als habe er sie nicht gehört.

„Da ist noch ein dritter Faktor, der mich beunruhigt“, sagte er. „Von überall kommen Berichte und Beobachtungen, in denen von Angriffen auf Einheiten der Endlosen Armada die Rede ist.“

„Tatsächlich?“ entfuhr es Carwanhov. „Davon haben wir noch gar nichts gehört.“

„Es ist so“, bestätigte Parwondov. „Einheiten der Armada werden von Raumschiffen angegriffen, die weder der Galaktischen Flotte noch der Armada zugerechnet werden können.“

„Also von Raumern der in dieser Galaxis ansässigen Zivilisationen“, schloß Carwanhov.

„Genauso ist es. Wir haben den Eindruck, daß die Völker dieser Galaxis von einer Macht beeinflußt werden, die das Erscheinen der Endlosen Armada und ihr bisheriges Wirken verschlafen hat, die aber nun erwacht ist, auf unsere Anwesenheit reagiert und zurückschlägt.“

„Eine Macht, die geschlafen hat?“ fragte Carwanhov verständnislos.

„Na ja, ist doch klar“, warf Xerzewn ungeduldig ein. „Du verschläfst ja auch manches. Mit offenen Augen, wie man so sagt. Parwondov meint, dieser Unbekannte war unaufmerksam, zu lasch oder vielleicht auch nur zu beschränkt, um die Möglichkeit ins Auge zu fassen, daß eine Macht, wie sie die Endlose Armada darstellt, in dieser Galaxis auftauchen könnte.“

„So etwa würde ich es auch ausdrücken, wenngleich nicht so drastisch“, bemerkte Parwondov mit kaum merklichem Lächeln. Er warf Carwanhov einen kurzen Blick zu. Carwanhov schien, als verlören die Augen Parwondovs für einen kurzen Moment das Unergründliche, und als könne er darin eine gewisse Sympathie lesen.

„Wenn das der Fall ist, kämpfen wir an zwei Fronten. Einmal gegen die Galaktische Flotte, zum anderen gegen diese unbekannte Macht. Deshalb müssen wir jetzt zuschlagen. Tun wir es nicht, riskieren wir womöglich, daß das Armadaherz wieder aktiv wird und uns zwingt, unsere Pläne entweder aufzugeben, oder den Kampf an der dritten Front aufzunehmen.“

„Wir sind bereit“, erwiderte Xerzewn entschlossen. „Wir werden von dem Moment an kämpfen, in dem du es uns sagst. Das kann noch in dieser Stunde oder auch in ein paar Tagen sein. Wir warten nur auf dein Signal.“

„Ausgezeichnet“, lobte Parwondov. „Wie ihr wißt, haben wir hunderttausend Terraner in unseren Händen. Sie befinden sich auf der ICCUBATH. Die Behandlung dieser Gefangenen muß abgeschlossen und zu einem Ende gebracht werden. Ich habe entsprechende Befehle erteilt.“

Xerzewn griff zu seinem Glas. Er hob es Parwondov entgegen.

„Es ist alles für den Vorstoß zum Armadaherzen bereit“, betonte er.

„Dann kann unser Ziel jetzt nur noch die Armadaeinheit Eins sein“, entgegnete Parwondov. Er erhob sich, um die Bedeutung seiner Aussage zu unterstreichen. „Die Entscheidung ist gefallen.“

In diesem Moment heulte die Alarmsirene auf.

Die vier Silbernen blickten sich überrascht an. Keiner von ihnen konnte sich erklären, was der Alarm zu bedeuten hatte.

„Das kann nur ein Fehler in der positronischen Schaltung sein“, behauptete Xerzewn. Er blickte Carwanhov auffordernd an, doch dieser dachte gar nicht daran, sich um die Alarmanlage zu kümmern. Das war nicht seine Aufgabe, zumal er sich nicht in seinem eigenen Wohntrakt, sondern in dem von Xerzewn befand.

3.

Broon blickte gelangweilt auf die Bildschirme der Zentrale. Auf ihnen zeichnete sich eine Welt ab, die nur noch aus Staub zu bestehen schien. Die grünenden Kontinente und die blauen Meere waren unter planetenumspannenden Staubwolken verschwunden.

Der Planet war abgeerntet.

Broon lehnte sich in seinem Sessel zurück.

Der Armadaflößer hatte alles organische Leben von der Oberfläche des Planeten abgesaugt. Daß die Natur dieser Welt nun mit fürchterlichen Stürmen reagierte, bei denen der Staub bis in die Stratosphäre hochgeschleudert wurde, ließ ihn kalt.

Broon war nur wichtig, daß die gesamte Biomasse des Planeten sich in dem acht Kilometer langen Raum zwischen Floßkopf und Floßschwanz befand.

Er dachte nicht daran, daß er auch intelligentes Leben vernichtet hatte, und ihn interessierte schon gar nicht, ob er möglicherweise auch eine hochentwickelte Kultur ins Nichts gestürzt hatte.

Er, der Armadaflößer, hatte eine ihm gestellte Aufgabe erfüllt.

Er gab einem der drei Kaufsöhne, die ebenso insektoid waren wie er, den Startbefehl. Wenig später beschleunigte das Floß.

„Unser Ziel ist die Armadaschmiede MOGODON“, erklärte er, tippte einige Tasten am Instrumentenpult und zeigte dann auf die Zahlen, die auf den Bildschirmen erschienen. „Das ist die Position.“

Sanft strich er sich mit seinen beiden Vorderhänden über die Spitzen der Hörner, die fast so lang waren wie sein ganzer Körper. Er fühlte sich irgendwie beengt, und das Atmen fiel ihm schwer.

Könnte sein, daß ich mich häuten muß? dachte er verwundert.

Wie lange war es her, daß er sein vorheriges Chitinkleid abgeworfen und verborgen in der Dunkelheit darauf gewartet hatte, daß sich das neue bildete?

Er wußte es nicht mehr.

War es zehn Jahre her? Oder zwanzig?

Auf jeden Fall war seit seiner letzten Häutung soviel Zeit vergangen, daß er fast vergessen hatte, daß dieser Vorgang notwendig wurde, und daß er dann so plötzlich kam, daß ihm keine Zeit für Vorbereitungen mehr blieb.

Wenn es soweit war, mußte er die Hauptleitzentrale der YOWZENE verlassen. Die drei Kaufsöhne würden das Floß dann allein fliegen.

Könnte er ihnen vertrauen?

Freiwillig waren sie nicht bei ihm. Er hatte sie auf einem Planeten aufgenommen, den er abgeerntet hatte. Irgendwie hatten ihm diese bizarr geformten Wesen gefallen, deren Rumpfkörper sich aus zwölf Röhren zusammensetzte, die gemeinsam wiederum eine Röhre bildeten. Er hatte sie vor dem unvermeidlichen Ende gerettet, das über die anderen ihres Volkes gekommen waren. Mußten sie ihm dafür nicht dankbar sein?

Natürlich sind sie es! redete er sich ein.

Er konnte sich nicht vorstellen, daß sie ihm feindlich gesinnt waren. Zum einen hatten sie nie erkennen lassen, daß sie ihn haßten, und zum anderen - so meinte er - konnte ihm

kein Vorwurf für das Ende ihres Planeten gemacht werden. Er hatte die Ernte der Biomasse schließlich nicht zu verantworten. Er hatte nur Befehle ausgeführt, die von anderen gekommen waren, und wenn er die Biomasse nicht erntete, dann würde es eben ein anderer tun. Die Ernte war unvermeidlich. Daher lohnte es nicht, über den moralischen Hintergrund der Befehle nachzudenken.

Broon erhob sich.

„Ich will nicht gestört werden“, zischelte er. „Ich gehe jetzt in meine Kabine. Ihr wißt, was ihr zu tun habt. Wir bringen das Material zur MOGODON und laden es dort ab.“

„Was ist, wenn einer der Schmiede dich sprechen möchte?“ fragte Szanisch, der Älteste der drei Kaufsöhne.

„Das ist noch nie vorgekommen“, erwiderte der Flößer ungehalten. „Und wenn ihr mich wochenlang nicht mehr seht, laßt mich in Ruhe.“

„Wie du befiehlst.“

Ich werde mich häuten, erkannte Broon voller Unbehagen. Einige Wochen lang werde ich schutzlos sein, bis der neue Panzer fest genug ist.

Mit schwerfälligen Bewegungen verließ er die Zentrale. Er spürte, daß er schon zu lange gewartet hatte. Der Panzer wurde so eng, daß die Atemnot immer größer wurde. Er mußte die Muskeln spannen, um das Chitinskelett auf diese Weise zu sprengen, aber das wollte er nicht, solange einer der Kaufsöhne in der Nähe war. Mit äußerster Mühe beherrschte er sich, bis die Tür hinter ihm zugefallen war.

Dann konnte er den drängenden Nervenimpulsen nicht mehr länger Widerstand leisten. Er mußte ihnen nachgeben.

Er spannte seine Rückenmuskeln, dehnte sie mit aller Kraft und preßte, bis ihm fast die Sinne schwanden. Dann endlich hörte er es krachen, und der Panzer brach dicht unter dem Ansatz der beiden Hörner.

Erschöpft atmete er durch. Dabei wurde ihm bewußt, daß er seine Kabine noch lange nicht erreicht hatte. Er schleppte sich weiter, stieß mit einem Horn gegen den Türrahmen und kämpfte gegen die Versuchung an, das mächtige Geweih solange gegen das Schott zu schlagen, bis er es abwerfen konnte. Zugleich spürte er erneut den Drang, die Muskeln zu spannen.

Weiter! Weiter, schrie es in ihm. Wenn es dich hier erwischt, bist du verloren. Wenn die drei dich hilflos finden, werden sie dich nicht schonen.

Nur noch wenige Meter.

Mit letzter Kraft öffnete er das Schott zu seinem Wohntrakt, kroch hindurch, schloß es und erlag dann den Nervenimpulsen, die ihn dazu zwangen, sich von seinem Außenskelett zu befreien.

Als der Panzer so weit aufgebrochen war, daß er herauskriechen konnte, sah und hörte er nichts mehr. Doch er spürte die Vibration des Bodens unter sich, und er wußte, daß irgend etwas einen Alarm der höchsten Gefahrenstufe ausgelöst hatte.

Damit begannen wahre Höllenqualen für ihn.

Er war verantwortlich für die YOWZENE und für die Fracht, die das Floß transportierte. Wenn die Fracht abhanden kam - womit er allerdings selbst in dieser Situation nicht rechnete -, wurde er zur Rechenschaft gezogen. Und dabei spielte keine Rolle, ob er sich gerade gehäutet hatte oder nicht.

Er konnte nichts tun. Er konnte nur warten und darüber nachdenken, was den Alarm ausgelöst hatte.

Szanisch führte jetzt das Kommando. Von ihm glaubte er, daß er mit allen anfallenden Problemen fertig werden konnte. Er würde das Floß im Gegensatz zu den meisten anderen Flößen, die unmittelbar nach Passieren des Schmiedewalls entladen wurden, direkt zur Schmiede MOGODON bringen. Es konnte nichts schief gehen.

Er versuchte, sich von seiner Umwelt abzuschirmen.  
Er konnte nichts tun.  
Für etwa drei Wochen war er als Kommandant ausgeschaltet.

\*

Szanisch drückte den Alarmknopf in dem Augenblick, in dem die YOWZENE verzögerte und die Positronik mitteilte, daß sie die Kontrolle über das Floß verloren hatte.

„Ein Fremdkörper befindet sich im Frachtbereich“, meldete der Zentralcomputer. „Von ihm aus werden das Triebwerk und alle Hauptsysteme gesteuert, außerdem wird das gesamte Defensivsystem neutralisiert.“

Damit wußte Szanisch nichts anzufangen. Immerhin begriff er, daß die YOWZENE bei der Ernte der Biomasse irgend etwas aufgenommen hatte, was normalerweise auf dem Planeten hätte bleiben müssen. Es konnte nur ein besonders geschütztes und auf den Ernteprozeß ausgerichtetes Spezialinstrument sein, mit dem die YOWZENE nun zu einer Unterbrechung ihres überlichtschnellen Fluges gezwungen wurde.

„Was soll das?“ fragte Szy, der neben ihm stand. „Ich verstehe das nicht.“

„Das Ding, das sich in der Biomasse versteckt, muß selbst auch eine starke, biologische Komponente haben“, erwiderte Szanisch. „Sonst wäre es auf diesem Planeten geblieben.“

„Was hat es davon, daß es uns aufhält?“ rätselte Ceas. „Ob es die Biomasse stehlen will?“

„Unsinn“, entgegnete Szanisch. „Damit kann niemand außer den Armadaschmieden etwas anfangen. Wahrscheinlich liegt ein Fehler vor. Wir werden Raumanzüge anziehen und hinausgehen. Wir werden das Ding finden, das uns aufhält, und es zerstrahlen. Dann ist alles in Ordnung, und wir können weiterfliegen.“

„Das glaube ich nicht“, sagte Szy. Er deutete auf einen der Ortungsschirme. Darauf war ein Objekt zu erkennen, das sich ihnen mit außerordentlicher Geschwindigkeit näherte.

„Ein Raumschiff“, staunte Szanisch.

Während er noch überlegte, was diese Begegnung im Weltraum zu bedeuten hatte, schoß das andere Raumschiff heran und legte sich mit Hilfe mächtiger Traktorstrahlen an den Floßkopf.

„Holt eure Waffen“, schrie Szanisch. „Das ist ein Angriff. Verständigt die Armada über Funk.“

Szy stürzte an das Hyperfunkgerät und nahm einige Schaltungen vor.

„Sie haben die Antennen zerstört“, meldete er dann. „Wir können keinen Notruf senden.“

Die drei Kaufsöhne waren grenzenlos verwirrt. Broon hatte sie nie auf eine Situation wie diese vorbereitet. Er hatte noch nicht einmal in Erwägung gezogen, daß es zu einem derartigen Zwischenfall kommen könnte.

Sie wußten nicht, was sie tun sollten.

Auf einem Bildschirm konnten sie sehen, daß mehrere Wesen in Raumanzügen das fremde Raumschiff verließen und sich einer Schleuse des Floßes näherten.

„Ich muß mit Broon reden“, sagte Szanisch erschrocken.

„Nein“, rief Ceas. „Er hat verboten, ihn zu stören. Wir dürfen unter gar keinen Umständen zu ihm gehen, selbst jetzt nicht.“

Szanisch setzte sich über diese Warnung hinweg. Er fürchtete um sein Leben. Daher hielt er es für immer noch erträglicher, von dem Flößer angefahren zu werden und bei ihm in Ungnade zu fallen, als von den Fremden umgebracht zu werden.

Er eilte über den Gang zum Wohntrakt Broons und klopfte an die Tür.

Der Flößer meldete sich nicht.

„Wir werden angegriffen, Broon“, rief Szanisch. „Was sollen wir tun?“

Als der Flößer auch jetzt noch kein Lebenszeichen von sich gab, nahm Szanisch seinen ganzen Mut zusammen und öffnete die Tür.

Vor ihm auf dem Boden lag die leere Chitinhülle. Daneben kauerte ein weißes, schutzloses Wesen, das von einer zarten Haut eingehüllt wurde und sich nicht fortbewegen konnte.

Szanisch erfaßte, weshalb Broon sich zurückgezogen und sich jede Störung verbeten hatte.

„Warum hast du uns das nicht gesagt?“ stammelte er. „Wir hätten dir geholfen.“

Er hörte, daß einige Schüsse fielen.

Schützend stellte er sich vor den Flößer, dem seine ganze Sympathie gehörte.

Durch die Tür, die zur Zentrale führte, kam eine hochgewachsene Gestalt, bei deren Anblick ihn das Grauen befiehl und ihn daran hinderte, klar und logisch zu denken.

Der andere war ein humanoides Wesen und in seinen Augen somit nicht weniger fremdartig als die Armadaschmiede, von denen er Abbildungen auf Bildschirmen gesehen hatte. Doch das war es noch nicht einmal, was ihn so sehr erschreckte.

Entsetzen rief vor allem das rubinrote Auge hervor, das mitten auf der Stirn des Fremden saß und sich aus Hunderttausenden von Facetten zusammensetzte.

Ein solches Auge paßte nicht zu dieser Lebensform, sondern war nach seiner Überzeugung Bestandteil des insektoiden Lebens.

Von Panik erfaßt, fuhr Szanisch herum. Er sprang über den hilflos zuckenden Körper des Flößers hinweg zu der Waffe hin, die er schon vorher auf dem Tisch hatte liegen sehen. Er griff nach ihr und richtete sie auf den Einäugigen.

Erst in der Sekunde seines Todes begriff Szanisch, daß er einen unverzeihlichen Fehler gemacht hatte, indem er den Fremden durch sein Verhalten zum Schießen gezwungen hatte.

Er stürzte zu Boden und versuchte noch einmal, die Waffe auszulösen.

Der Einäugige feuerte. Und diesmal zuckte der Energiestrahl so dicht an Broon vorbei, daß auch dieser tödliche Verbrennungen erlitt.

\*

„Du gehst mir auf den Geist“, klagte Simone Keim, als sie etwa zweihundert Meter weit kreuz und quer durch die ICCUBATH geflüchtet waren und einen Vorratsraum erreicht hatten, in dem allerlei Kisten und Kästen gestapelt waren. „Kannst du nicht einfach verschwinden?“

Sie blickte Jotho Manahe wütend an.

„Laß ihn doch“, sagte Aarn Valdecci versöhnlich. „Immerhin hat er den Armadamonteur erledigt. Allein hätte ich das nie geschafft.“

„Wenn ich schon dieses blöde Grinsen sehe“, stöhnte sie, „dann kommt mir die Suppe hoch.“

„Hör auf zu grinsen“, befahl Valdecci.

Jotho Manahe strich sich das blonde Haar aus der Stirn. Leicht vornübergebeugt stand er an der Tür, und seine Augen ruckten fortwährend hin und her, als fürchte er ständig, von irgendwoher angegriffen zu werden.

„Ihr solltet froh sein, daß ich dabei bin“, sagte er.

„Bin ich aber nicht“, erwiderte sie.

„Ich hatte schon lange vor, irgend etwas zu tun und auszubrechen. Und ich habe mich darauf vorbereitet.“

„Aha, der Seifenbeutel“, spottete sie.

„Zum Beispiel“, entgegnete er ernsthaft.

„Woher hattest du den eigentlich?“ fragte der Kosmosignalist.

„Ich habe gesammelt. Immer wenn sich die Gelegenheit dazu ergab, habe ich Waschloten mitgenommen, bis ich genügend davon zusammen hatte.“

„Ich bin beeindruckt“, sagte sie voller Abneigung. „Eine tolle Leistung.“

Jotho Manahe lächelte.

„Da ist noch mehr“, eröffnete er den beiden. „Erinnert ihr euch an Caffa Mache?“

„Den Alten?“ fragte Valdecci überrascht. „Soweit ich weiß, haben die Ouechos ihn umgebracht.“

„Das ist genau richtig“, bestätigte Manahe. „Mit ihm zusammen hatte ich einiges ausgeheckt, aber ich kam nicht dazu, es auszuführen, weil Caffa starb.“

„Was hat das mit uns zu tun?“ erkundigte sich Simone, die nun ein wenig zugänglicher wurde. Sie hatte nicht damit gerechnet, daß der Urbanisator tatsächlich etwas getan hatte, sondern hatte bisher nur an Prahlgereien geglaubt.

„Caffa konnte sich den Ouechos nützlich machen, und deshalb haben sie ihm ziemlich viel Freiheiten eingeräumt, bis er einen Fehler gemacht hat. Auf jeden Fall konnte er mir noch sagen, daß es ihm gelungen ist, einen Psychostrahler zu besorgen und in einem Schaltkasten auf Deck 21 am roten Antigravschacht zu verstecken.“

„Das müßte hier ganz in der Nähe sein“, sagte Simone. „Wir sind auf Deck 21.“

„Ein Psychostrahler“, seufzte Valdecci enttäuscht. „Mann, diese Waffen wurden schon beim Bau der Cheopspyramide als veraltet abgelehnt.“

„Wieso denn?“ Jotho Manahe war beleidigt. „Das ist doch Blödsinn. Wir haben nichts als unsere bloßen Hände, und du meckerst wegen einer Waffe.“

„Es gibt viele intelligente Wesen, bei denen sich Psychostrahlen als unwirksam erweisen“, stellte Valdecci fest. „Glaubst du, daß wir damit bei den Ouechos Erfolg haben werden? Und gegen Armadamonteure richtest du mit so einem Ding überhaupt nichts aus.“

„Langsam“, bat Simone. „Nicht so hastig. Bevor wir es nicht ausprobiert haben, wissen wir nicht, wie die Ouechos auf die Psychostrahlen reagieren. Vielleicht können wir sie damit beeinflussen. Wir sollten es zumindest versuchen.“

„Das meine ich auch“, stimmte Manahe zu. „Das sind wir dem alten Caffa schuldig. Er hat immerhin sein Leben dafür riskiert.“

„Na gut“, erklärte Valdecci sich einverstanden. „Schaden kann es nicht. Hast du eine Ahnung, wo dieser Antigravschacht ist?“

„Irgendwo in unmittelbarer Nähe“, antwortete der Urbanisator. „Los, kommt. Warum sollten wir nicht auch einmal Glück haben? Der Schacht muß in diesem Bereich sein.“

Simone blickte Jotho Manahe verwundert an. Soviel Initiative hatte sie von ihm nicht erwartet. Sie hatte ihn für einen Feigling und für einen Aufschneider gehalten, doch nun glaubte sie, ihm Unrecht getan zu haben.

Er schien ihre Gedanken zu erraten und setzte wieder das Grinsen auf, das sie so haßte. Abrupt wandte sie ihm den Rücken zu.

„Wir trennen uns“, entschied Valdecci. Er zeigte auf einen Verteiler, der etwa zwanzig Meter von ihnen entfernt war, und von dem vier Gänge abzweigten. „Wir gehen bis zur nächsten Abzweigung. Wer den Antigravschacht dann noch nicht gefunden hat, kehrt hierher zurück.“

Kommentarlos folgten Simone Keim und Jotho Manahe seiner Empfehlung. Sie erkannnten Valdecci vorbehaltlos als Anführer ihrer Gruppe an und waren froh über jede Entscheidung, die er ihnen abnahm.

Simone eilte in den ihr zugeteilten Gang hinein. Sie lief, weil sie ihre Aufgabe so schnell wie möglich erledigen wollte.

Seltsam, dachte sie. Bisher habe ich mich eigentlich nicht ein einziges Mal gefürchtet. Jetzt ist es anders. Was ist los? Warum rast mein Herz? Ich kann kaum richtig atmen.

Sie pfiff leise durch die Zähne und beschimpfte sich selbst wegen ihrer Nervosität und Beklommenheit.

Nichts ist anders als vorher, redete sie sich ein. Die Gefahr ist nicht größer oder kleiner geworden. Und wenn ein Armadamonteur oder ein Ouecho kommt, kann ich mich immer noch ergeben. Sie werden nicht schießen, wenn ich zu erkennen gebe, daß ich nicht kämpfen will.

Sie erreichte die nächste Abzweigung und blickte in die anderen Gänge. Von einem Antigravschacht war nichts zu sehen. In diesem Bereich war die Waffe also nicht versteckt. Erleichtert darüber, daß sie ihre Aufgabe erfüllt hatte, drehte sie sich um und eilte zurück.

Sie war nur noch etwa fünf Meter von dem Verteiler entfernt, an dem sie sich mit Jotho Manahe und Aarn Valdecci treffen wollte, als sich eine Tür vor ihr öffnete, und ein Armadamonteur auf den Gang hinaustrat. Er sah aus wie eine schlanke, etwa zwei Meter hohe Metallsäule, von der acht Arme abzweigten. Einer dieser Arme schoß so schnell auf sie zu, daß Simone nicht mehr ausweichen konnte. Sie sah, daß der Monteur ein langes Messer in der Hand hielt, und sie schrie laut auf.

Dann fuhr ihr die Klinge in den Leib.

In diesem Moment erschien Aarn Valdecci hinter dem Armadamonteur. Er hielt eine Stahlschiene in den Händen. Er sah, was geschehen war, und sein Gesicht verzerrte sich vor Wut. Laut schreiend stürzte er sich auf den Roboter und schlug wie ein Rasender auf ihn ein.

Simone verfolgte den Kampf wie aus weiter Ferne. Er berührte sie nicht. Sie fühlte eine seltsame Schwäche in den Knien. Stöhnend preßte sie ihre Hände auf den Leib. Dann wurde es dunkel vor ihren Augen, und sie verlor das Bewußtsein.

Jotho Manahe erschien am Verteiler. Er hielt einen Psychostrahler in der Hand.

„Was ist geschehen?“ fragte er.

Aarn Valdecci blieb über den Trümmern des Armadamonteurs stehen. Er blickte über die Schulter zurück.

„Das Ding hat Simone getötet“, stöhnte er, mühsam mit Tränen kämpfend.

„Was?“ Manahe wurde bleich und für einen Moment schien es, als werde er zusammenbrechen. Doch er fing sich wieder und eilte zu der jungen Frau hin, die auf dem Boden lag.

„Sie muß sofort operiert werden“, sagte er, nachdem er sie flüchtig untersucht hatte, „oder sie ist verloren.“

Valdecci verzog die Lippen.

„Wer sollte sie operieren?“ fragte er niedergeschlagen. „Oder weißt du, ob hier irgendwo ein Medo-Monteur ist?“

„Geh zur Seite. Schnell“, brüllte der Urbanisator.

Valdecci blickte ihn unsicher an.

„Was ist los?“ fragte er.

„Zur Seite“, schrie der Urbanisator. Seine Stimme überschlug sich.

Aarn Valdecci drehte sich um, sah den Ouecho und verstand. Er sprang zur Seite.

Jotho Manahe richtete den Psychostrahler auf den Ouecho und löste ihn aus.

4.

Der Einäugige blickte mit dem Ausdruck des Bedauerns auf die beiden Toten.

Ein vogelähnliches Wesen trat von hinten an ihn heran und blickte ihm über die Schulter.

„Sie haben mehr Schwierigkeiten gemacht, als wir angenommen haben, Nachor“, sagte er mit krächzender Stimme. Er hatte einen breiten, grünen Schnabel, von dem zu beiden Seiten feuerrote Tränensäcke herabgingen. „Von den anderen hat keiner überlebt.“

„Das wollte ich nicht“, entgegnete Nachor von dem Loolandre, der Einäugige. „Ich hatte gehofft, daß es ohne Blutvergießen abgeht, aber sie haben mir keine andere Wahl gelassen.“

„Das Floß befindet sich in unserer Hand“, stellte das Vogelwesen fest. „Die Organkapsel hat ihre Wirkung getan. Die Defensivsysteme waren neutralisiert, und wir konnten die Antennen rechtzeitig zerstören, so daß kein Notruf hinausgegangen ist. Es ist also fast alles nach Plan verlaufen.“

„Ich sollte zufrieden sein, Porres“, sagte der Einäugige, „aber ich werde es erst sein, wenn es uns gelungen ist, die Sperren des Schmiedewalls zu überwinden. Unser aller Leben steht auf dem Spiel.“

Er drehte sich um und kehrte in die Hauptleitzentrale des Flosses zurück, wo noch immer die Leichen der beiden Beutesöhne auf dem Boden lagen. Er befahl, die sterblichen Reste der insektoiden Wesen auszuschleusen.

Schweigend ließ er sich in den Sessel vor der Hauptpositronik sinken und wartete, bis seine Helfer die Toten hinausgebracht hatten. Dann setzte er sich über Bildfunk mit der Hauptleitzentrale des Raumschiffs in Verbindung. Auf dem Bildschirm wurden die Wesen sichtbar, die auf seine Anweisungen warteten.

Es waren Vertreter der unterschiedlichsten Völker, eine Horde buntgewürfelter Persönlichkeiten, keiner wie der andere, aber alle hatten wie er - eine Armadaflamme.

„Raumanzüge anlegen“, befahl er knapp. „Und wie besprochen in die Biomasse eindringen. Verteilt euch auf einen möglichst großen Raum. Je weiter ihr auseinander seid, desto geringer ist die Gefahr, daß ihr geortet werdet.“

Sie bestätigten den Befehl und verließen die Zentrale. Wenig später konnte er auf den anderen Bildschirmen beobachten, wie sie das Raumschiff verließen und zu Hunderten über die Bioballen hinausschwebten, die sich vom Floßkopf über etwa acht Kilometer hinweg bis zum Floßschwanz hinzogen.

Nach und nach tauchten seine Mitstreiter zwischen die Organfracht und verschwanden in den Massen, während das Floß bereits wieder auf seinem Kurs zur Armadaschmiede MOGODON beschleunigte.

„Wir werden es schaffen“, sagte Porres zuversichtlich. „Dieses Armadafloß wird erwartet. Die positronische Überwachung des Schmiedewalls hat keinen Grund, es nicht durchzulassen.“

„Du machst es dir zu einfach“, erwiderte das geheimnisvolle, einäugige Wesen. „In der Positronik ist gespeichert, daß Broon der Flößer und diese Insektoiden seine Beutesöhne sind. Keiner von ihnen lebt noch. Aber was ist, wenn die Positronik darauf besteht, mit ihnen zu reden?“

„Du wirst schon irgend etwas finden. Vielleicht hilft dir eine Armadaflamme.“

Nachor von dem Loolandre lachte.

„Die ist egobezogen, mein Lieber“, entgegnete er. „Ich konnte nie, auch nicht zu der Zeit, als Ordoban noch aktiv war, über sie beeinflußt werden oder - wie du es dir vorstellst - mit ihrer Hilfe irgend etwas ausrichten.“

\*

Aarn Valdecci kauerte auf dem Boden, preßte sich mit dem Rücken gegen die Wand und beobachtete, daß der Ouecho mitten in der Bewegung erstarnte.

„Du hast es geschafft“, sagte er überrascht. „Die Psychostrahlen wirken.“

Dann fiel ihm ein, was mit Simone geschehen war, und er kroch zu ihr hin.

Sie sah aus, als ob sie bereits tot sei.

„Frage den Ouecho, ob hier irgendwo eine Medo-Station ist“, bat er. „Los doch. Beeile dich.“

Er blickte zu dem fremdartigen Wesen hinüber, das zu den Hilfstruppen der Besatzung gehörte. Oueehos bevölkerten auch die Armadaschmiede MOGODON, soweit er gehört hatte. Sie hätten ihm, da er sie schon so oft gesehen hatte, eigentlich nicht mehr gar so fremd sein sollen. Dennoch waren sie es.

Sie hatten mit nichts eine Ähnlichkeit, was er je gesehen hatte. Tatsächlich war es falsch, von einem Ouecho zu sprechen, denn ein Ouecho trat niemals als Einzelwesen auf. Ouechos waren grundsätzlich Zwillinge.

Ihre Körper waren Halbkugeln, die an der Schnittfläche einen Durchmesser von ungefähr fünfzig Zentimetern hatten. Die beiden Wesen hafteten mit der höchsten Rundung aneinander, so daß eine Schnittfläche nach unten, die andere nach oben wies. Am Berührungsplatz waren die Zwillinge mit einer Art schwarzem Schlauch verbunden.

Das, was Valdecci stets als Schnittflächen bezeichnete, waren tatsächlich Varioflächen. Sie bestanden aus einer gallertartigen Masse, die zahllose Pseudoglieder zu bilden vermochte. Die Außenfläche der Halbkugeln sahen runzelig und grau aus.

„Gibt es hier irgendwo einen Medo-Monteur?“ rief Manahe. „Oder weißt du irgend jemandem, der ihr helfen könnte? Sie hat eine Stichwunde, die sofort behandelt werden muß, wenn sie nicht verbluten soll.“

„Wir haben keine Medo-Monteure“, antwortete der Ouecho mit heller Stimme, die aus keiner erkennbaren Öffnung kam. Er stand auf drei dünnen Beinen, die in faustgroßen Ballen endeten, während die obere Variofläche keinerlei Extremitäten gebildet hatte.

„Wer kann ihr dann helfen?“ fragte Valdecci verzweifelt.

„Ich“, erklärte das seltsame Wesen.

„Worauf wartest du dann noch?“ brüllte Manahe, der drauf und dran war, die Nerven zu verlieren. Er sah, wie das Blut aus der Wunde pulsierte, und er wußte, daß mit jedem Blutstoß der Tod für Simone näher rückte.

„Du mußt ihm einen klaren Befehl geben“, sagte Aarn Valdecci, „oder du kannst auf den Psychostrahler verzichten.“

„Gut“, stöhnte Manahe. „Hör zu, Ouecho. Ich will, daß du dieses Mädchen rettest. Simone ist verletzt, und sie verblutet. Unternimm etwas. Sofort. Sie muß leben.“

Der Ouecho eilte zu der jungen Frau. Aus seiner oberen Variofläche hoben sich fünf tentakelartige Arme heraus, von denen zwei in krallenartigen Händen, einer mit einem Auge und zwei weitere mit seltsamen Fasern endeten, bei denen zunächst nicht zu erkennen war, welcher Aufgabe sie gerecht werden sollten.

Mit den Krallen öffnete das Doppelwesen die Kombination, legte die Wunde frei und zog sie dann vorsichtig auseinander. Sodann senkten sich die Arme, die mit den Fasern versehen waren, in die Wunde. Das Stielauge folgte.

„Das können wir doch nicht hier auf dem Gang machen“, sagte Valdecci nervös. Er faßte sich an den Kopf. „Was meinst du, was los ist, wenn weitere Ouechos oder gar Armadamonteure in dieser Gegend auftauchen?“

„Jetzt ist es zu spät, in einen der Räume zu gehen“, erwiderte Jotho Manahe. „Sieh dich doch um. Der Boden ist voller Blut. Wenn jemand kommt, suchen sie alles ab. Da spielt es keine Rolle, ob wir hier oder in einem der Räume sind.“

Valdecci mußte ihm recht geben. Die Spuren waren unübersehbar. Nicht nur das Blut auf dem Boden sprach eine eindeutige Sprache, auch der zertrümmerte Armadamonteur wies darauf hin, daß auf dem Gang gekämpft worden war.

Wenn wir überrascht werden, ist alles aus, dachte der Kosmosignalist. Wir können nur noch hoffen.

Er kniete sich neben Simone Keim auf den Boden. Staunend beobachtete er den Ouecho, der sogar über eine winzige Lampe verfügte, die er in die Bauchhöhle der Verletzten eingeführt hatte, so daß er die Operationsstelle beleuchten und daher besser sehen konnte.

Die Blutungen hatten aufgehört. Mit einer dünnen Röhre saugte der Ouecho das in die Bauchhöhle eingedrungene Blut ab und führte es seinem eigenen Körper zu.

Valdecci schluckte, als er es sah. Der Hals wurde, ihm eng.

„Bist du sicher, daß das nicht so eine Art Vampir ist?“ fragte er.

Jotho Manahe lachte heiser.

„Wir werden ihn Dracula nennen“, erwiderte er. „Wie steht's, Dracula? Was treibst du? Los, gib Antwort.“

„Ich habe soeben die Hauptblutgefäße verklebt“, erwiderte der Ouecho bereitwillig, „so daß Blut nun nicht mehr ausfließen kann. Jetzt bin ich dabei, die Bauchhöhle zu säubern und keimfrei zu machen, um Folgeinfektionen auszuschließen. So, das wäre erledigt.“

„Und die Wunde, Dracula? Verschließe sie.“

„Das geschieht bereits“, erklärte das Zwillingswesen. „Die Wunde muß von der Bauchdecke her, also von innen nach außen, behandelt werden.“

Die beiden Männer beobachteten, daß die Pseudoarme des Ouechos immer dünner wurden und sich zugleich langsam aus der Wunde zurückzogen. Diese wurde kleiner und schloß sich allmählich, bis nur noch eine kaum sichtbare Narbe blieb. Der Ouecho beseitigte die letzten Blutspuren, schloß die Kombination und bildete dann seine Arme zurück, bis diese völlig in der Variofläche verschwanden.

„Ich warte auf weitere Anweisungen“, erklärte das Zwillingswesen danach.

„Du kannst gehen“, sagte Valdecci, als er sah, daß Simone zu sich kam.

„Noch nicht“, widersprach Jotho Manahe. „Nicht so schnell, Dracula. Der Gang muß gesäubert werden. Die Blutspuren und die Trümmer des Armadamonteurs müssen weg. Wenn du das besorgt hast, kannst du weitergehen. Vergiß alles, was mit uns zu tun hat. Hast du verstanden?“

„Vollkommen.“

Valdecci kniete sich hin, schob seine Arme unter die junge Frau und hob sie vorsichtig hoch. Sie blickte ihn mit großen Augen an.

„Was ist passiert?“ fragte sie, als er sie über den Gang trug.

„Hast du Schmerzen?“

„Nein. Überhaupt nicht.“

„Du warst verletzt“, erklärte er. „Aber jetzt ist alles in Ordnung.“

„Ich fühle mich so schwach.“

„Du hast Blut verloren, aber du wirst dich bald erholen.“

Sie lächelte, ließ sich noch ein wenig tragen, bat ihn dann aber, sie auf den Boden herabzulassen.

„Soll ich sie übernehmen?“ fragte Jotho Manahe und grinste anzüglich. „Ich meine, dann könnte ich sie endlich mal in die Arme nehmen.“

Das war zuviel für die junge Frau. Simone klammerte sich an Valdecci und vergrub ihr Gesicht an seiner Schulter. Sie zitterte am ganzen Körper.

„Ich ertrage ihn nicht mehr“, schluchzte sie. „Ich kann ihn nicht ausstehen. Warum jagst du ihn nicht zum Teufel?“

„Jotho hat dir gerade das Leben gerettet“, antwortete er.

\*

Mit Unterlichtgeschwindigkeit raste das Armadafloß seinem Ziel entgegen. Vor einigen Stunden hatte man die Überlichtphase unterbrochen, um Orientierungsberechnungen durchzuführen. Nun war man dabei, die nächste Überlichtphase einzuleiten.

Das Armadafloß war noch annähernd zwanzig Lichtjahre von dem Wall der Armadaschmiede MOGODON entfernt, als plötzlich ein kleines, silbern glänzendes Raumschiff neben ihm auftauchte. Es war zunächst nur als Ortungsreflex erkennbar, und Nachor von dem Loolandre und seine Helfer hofften, daß es nur zufällig in ihrer Nähe erschienen war und bald wieder verschwinden würde. Doch dann meldete es sich und forderte das Floß auf, zu stoppen.

„Wir ignorieren ihn. Oder soll ich ihn abschießen?“ fragte Porres ungehalten. Das Armadafloß behielt seine Geschwindigkeit bei.

„Nein“, widersprach der Einäugige. „Wir wollen ihn uns anhören. Ich will wissen, warum er hier ist.“

„Wieso?“ fragte das Vogelwesen. Es strich sich vorsichtig mit den Fingerspitzen über die feuerroten Tränensäcke, die zu beiden Seiten seines Schnabels herabgingen. „Dieses Schiff ist doch ohne jede Bedeutung.“

„Dieses kleine Raumschiff könnte die Voraussetzung dafür sein, daß man uns durch den Schmiedewall läßt“, antwortete Nachor. „Dies ist keine zufällige Begegnung, also tun wir besser daran, uns mit dem da drüber zu beschäftigen. Ich will jedoch nicht, daß man mich sieht. Ich gehe auf den Gang hinaus, wo ich alles mithören kann, aber nicht von den Kameras erfaßt werde.“

Während das Floß bis auf Unterlichtgeschwindigkeit verzögerte, verließ er die Hauptleitzentrale und zog sich auf den Gang zurück, der zur Kabine des Flößers führte.

Auf den Bildschirmen erschien ein silbern schimmerndes Gitter.

„Das hat aber lange gedauert, Broon“, sagte es. „Wieso? Du wußtest doch, daß ich komme.“

An der oberen Querstrebe des Gitters funkelten fünf grüne Augen, über denen sich dunkle, in Wellenlinien verlaufende Augenbrauen befanden. Zwei Senkrechtstreben hoben sich aus dem Gitter heraus. An ihren Enden bewegten sich zwei Hände, die sehr geschmeidig zu sein schienen.

„Wo ist Broon?“ fragte das seltsame Wesen.

„Er ist in seiner Kabine“, antwortete Porres. „Er fühlt sich nicht wohl. Offenbar eine Infektion. Er läßt sich entschuldigen. In etwa zwei Stunden kannst du mit ihm reden.“

Er blickte flüchtig zu dem Gang hinüber, in dem der Armadaprinz stand, der nun wieder die schwarze, rüstungähnliche Kleidung trug, die er fast immer anlegte. Lediglich für den Ausflug zu dem Ernteplaneten hatte Nachor sich andere Kleider übergestreift, um den Angriffsplan nicht dadurch zu gefährden, daß er vorzeitig erkannt wurde. Eine Vorsichtsmaßnahme, die Porres für übertrieben hielt.

„Und wo ist Szanisch?“ fragte das Gitterwesen. „Was ist denn los bei euch? Da stimmt doch etwas nicht.“

„Hier ist alles in Ordnung“, behauptete Porres und bemühte sich um einen vertrauenerweckenden Ton. „Wer bist du? Komm herüber und sieh dich, um bei uns.“

„Mein Name ist Gitter. Ich werde warten“, erwiderte der Fremde. „Wenn Broon soweit ist, soll er mir Bescheid sagen.“

Damit brach er die Verbindung ab.

Nachor von dem Loolandre kehrte in die Hauptleitzentrale zurück.

„Das ist unangenehm“, sagte er, „und kann gefährlich für uns werden.“

Er blickte auf den Bildschirm. Das stabförmige Raumschiff des Gitterwesens ließ sich vom Floß wegtreiben, bis es etwa zwei Kilometer von ihm entfernt war. Diese Distanz war so groß, daß sich ihm keiner der Armadarebellen unbemerkt nähern konnte.

„Wir müssen etwas tun“, stimmte Porres zu. „Wenn dieses verdammte Gitterwesen Funkverbindung mit dem Schmiedewall aufnimmt, ist es aus mit unserem Plan.“

„Ich übernehme das“, erklärte Nachor. „Ich gehe rüber.“

„Das ist zu gefährlich“, gab das Vogelwesen zu bedenken. „Wir wissen nicht, ob er allein an Bord ist, und wie er bewaffnet ist. Womöglich rechnet er mit einem Angriff.“

„Das wird sich zeigen.“

Nachor von dem Loolandre öffnete das Schott zu dem Gang, durch den er in den Floßköpf gekommen war. Hier lagerten verschiedene Ausrüstungsgegenstände, die er und seine Helfer von ihrem Raumschiff herübergebracht hatten, nachdem sie das Floß gekapert hatten. Ihr eigenes Raumschiff war mittlerweile in den Tiefen des Weltalls verschwunden.

Der Einäugige nahm seinen Metallkoffer auf, holte daraus ein kupferfarbenes Armband hervor, legte es sich ums Handgelenk und kehrte dann mit dem Koffer in die Hauptleitzentrale zurück, wo Porres auf ihn wartete und ihm einen handlichen Kombistrahler überreichte. Achtlos steckte Nachor ihn in den Gürtel.

„Hast du jemals so ein Wesen gesehen?“ fragte Porres.

„Allerdings“, antwortete der Armadaprinz zu seiner Überraschung. „Diese Gitter sind extrem selten, und - deshalb fühlen sie sich wahrscheinlich auch so sicher.“

„Sie?“ fragte Porres, doch Nachor schien ihn nicht gehört zu haben. Er öffnete den Koffer und entfaltete das Gerüst, das darin verborgen gewesen war. Dann stellte er eine Kabelverbindung mit der Hauptpositronik des Floßes her und befahl, ihm eine genaue Positionsangabe des anderen Raumschiffs und eventuell auftretende Positionsänderungen anzugeben.

Ein Pellack, der seinen raupenförmigen Körper mit Pelzen verhüllte, stieß einen schrillen Pfiff aus. Er stand an der Positronik und rief laufend Informationen ab.

„Ich habe etwas über Gitter herausgefunden“, verkündete er. „Dieser argwöhnische Bursche hat Biokatalysatoren an Bord, die er nach MOGODON bringen soll.“

„Katalysatoren?“ fragte der Einäugige. „Dann ist er wichtiger, als ich angenommen habe.“

„Verstehe ich nicht“, sagte Porres mürrisch.

„Ich weiß nicht, was die Armadaschmiede mit der Biomasse vorhaben, die wir transportieren“, erklärte der Einäugige. „Aber was auch immer es sein mag, mit Hilfe von Biokatalysatoren lässt sich alles viel leichter bewerkstelligen. Möglicherweise sind manche Prozesse überhaupt erst damit durchführbar.“

„Wenn das so ist, müssen wir damit rechnen, daß nicht nur das Floß beim Schmiedewall angemeldet ist, sondern auch das Gitter da drüben.“

„Genau das ist meine Meinung“, stimmte Nachor zu. „Wir müssen in Begleitung von Gitter am Schmiedewall erscheinen, oder wir kommen nicht durch.“

„Und was jetzt?“ fragte Porres. „Wir können Broon schließlich nicht wieder zum Leben erwecken.“

Der Einäugige setzte sich in einen Sessel und dachte nach. Porres beobachtete ihn. Das Vogelwesen war überzeugt davon, daß dem Armadaprinzen eine Lösung einfallen würde, die ihnen weiterhalf. So war es bisher immer gewesen, seit er bei den Armadarebellen war. Nachor von dem Loolandre war von jeher der geistige Kopf der Gruppe.

„Ich habe keine andere Wahl“, sagte der Einäugige, nachdem er einige Minuten lang schweigend im Sessel gesessen hatte. Er erhob sich. „Ich muß hinüber und alles weitere auf mich zukommen lassen.“

„Du könntest es mit einem Lähmstrahler oder mit einem betäubenden Gas versuchen“, schlug Porres vor. „Auf jeden Fall mußt du zuschlagen, sobald du an Bord bist. Gitter darf gar nicht erst die Gelegenheit haben, darüber nachzudenken, woher du gekommen bist.“

„Damit haben wir noch nicht erreicht, daß er sich wie vorgesehen verhält, wenn wir den Schmiedewall erreichen“, gab Nachor zu bedenken.

In dem rubinroten Auge des Armadaprinzen blitzte es geheimnisvoll auf, als er die Daten vom Bildschirm ablas, die von der Positronik ermittelt worden waren.

„Warten wir es ab“, erwiderte er gelassen. „Du brauchst dir keine Sorgen zu machen, Porres.“

Er programmierte sein Transportgerät, löste die Kabelverbindung zur Positronik und stellte sich in den Koffer, so daß der Metallrahmen ihn umgab. Im nächsten Moment war er mit dem Transmitter verschwunden.

\*

„Beruhige dich“, sagte Valdecci. „Du wirst dich schnell erholen. Das ist jetzt nur der Schock.“

„Er soll aufhören zu grinsen“, forderte sie erregt.

Jotho Manahe lachte.

„Okay“, sagte er. „Du wirst keinen Grund mehr haben, dich über mich zu beschweren.“

Sie erreichten einen Verteiler, von dem fünf Gänge abzweigten, und blieben zögernd stehen. Keiner wußte, wohin sie sich wenden sollten.

Manahe schlug sich mit der flachen Hand vor die Stirn.

„Was sind wir doch für Esel“, rief er. „Wir hatten Dracula und haben ihn laufen lassen. Dabei hätten wir ihn ausquetschen können. Er hätte uns alles erzählt, was wir wissen müssen.“

„Dracula?“ fragte Simone verunsichert. „Wer ist das nun wieder?“

„So haben wir den Ouecho genannt, der deine Wunde behandelt hat“, erläuterte Valdecci.

„Warum?“ fragte sie. „Warum habt ihr ihm den Namen gegeben?“

„Das ist doch unwichtig jetzt“, bemerkte Jotho Manahe. „Ich schlage vor, daß wir nach einem anderen Ouecho suchen, ihn mit dem Psychostrahler gefügig machen und aushorchen. Er muß uns sagen, was an Bord der ICCUBATH eigentlich gespielt wird und was man mit uns vorhat.“

„Seid mal still“, flüsterte Valdecci. „Ich glaube, jemand kommt.“

Sie horchten, vernahmen jedoch keine Schritte, sondern nur das ferne Dröhnen des Triebwerks. Doch dann, als sie ihr Gespräch schon wieder aufnehmen wollten, ertönte das enervierende Rasseln von Raupenketten.

„Da ist ein Armadamonteur“, wisperte Valdecci. „Los. Wir verschwinden.“

Simone Keim legte den Arm um ihn, weil sie meinte, sich allein nicht auf den Beinen halten zu können, und eilte mit ihm in einen der Gänge hinein. Jotho Manahe lief voraus bis zu einem Antigravschacht, kehrte jedoch sogleich wieder zu ihnen zurück.

„Sie kommen aus allen Richtungen“, berichtete er. „Ich habe sechs oder sieben Monteure gesehen. Sie rücken alle auf uns zu.“

Er rüttelte an mehreren Türen, bis er endlich eine fand, die unverschlossen war. Dahinter lag ein unbeleuchteter Raum, in dem es geheimnisvoll glückste. Ein süßlicher Geruch schlug ihnen entgegen.

„Nein“, bat Simone. „Da drinnen wird mir übel.“

„Und hier draußen schnappen sie dich“, erwiderte Manahe. „Los, rein.“

Er war ungewohnt energisch, und sie fügte sich.

Valdecci schloß die Tür hinter ihnen und verriegelte sie mit einer positronischen Sperre.

„Macht doch mal Licht“, bat die junge Frau.

Rote Lampen leuchteten auf, obwohl weder Valdecci noch der Urbanisator einen Schalter berührten. Erstaunt sahen die drei Weidenburnianer sich um. Sie befanden sich in einem Labor, in dem fünf Tanks nebeneinander standen. Die Behälter waren jeweils etwa anderthalb Meter breit und annähernd dreißig Meter lang. Sie enthielten eine rötliche Flüssigkeit, die süßlich roch, und in der ständig Blasen aufstiegen. Ein blau schimmerndes Maschengewebe deckte sie ab.

„Wer hat Licht gemacht?“ fragte Valdecci. „Warst du es, Jotho?“

„Ich dachte, du bist es gewesen“, erwiderte Manahe.

„Ich war es“, sagte jemand mit heiserer Stimme.

Simone und die beiden Männer fuhren erschrocken herum. Sie sahen einen alten Mann, der sich hinter einem der Tanks erhob und mit einem Energiestrahler auf sie zielte.

Der Alte bot einen erschreckenden Anblick. Eine klobige Metallmaske mit zwei bildschirmartigen Sichtfenstern und zwei Stabantennen überdeckte seine Augen. Darunter blickte eine schwärzlich verbrannte Nase hervor. Die Reste der oberen Zahnreihe ragten weit über die Unterlippe hinweg bis fast an sein Kinn heran, das von einem ebenso langen wie dünnen Bart mehr verunziert denn verschont wurde. Der nackte Oberkörper des Mannes wurde durch zahllose Narben verunstaltet. Eine schwarze Hose umhüllte die Beine des Alten.

„Verschwindet“, befahl der Maskierte. „Macht, daß ihr wieder nach draußen kommt. Ihr habt hier nichts zu suchen.“

„Auf dem Gang erwischen sie uns“, erwiderte Valdecci. „Und wir sind ihnen nicht wegelaufen, um gleich wieder eingelocht zu werden.“

Vor der Tür fuhr ein Armadamonteur auf Raupenketten vorbei und machte dadurch deutlich, wie bedrohlich die Situation war.

„Natürlich könnten wir gehen“, fügte Jotho Manahe hinzu, „aber dann würden die Monstere und die Ouechos schnell erfahren, wo du bist.“

„Ihr würdet es wirklich verraten?“ fragte der Alte. Er schüttelte den Kopf, als könne er nicht fassen, was er gehört hatte, und lehnte sich gegen einen der Tanks. „Seht mich an! Seht, was sie aus mir gemacht haben. Genügt das noch nicht? Wollt ihr, daß sie mir das letzte nehmen, was mich noch wie einen Menschen aussehen läßt?“

„Nein“, erwiderte Valdecci ruhig. „Wir wollen nur untertauchen. Weiter nichts. Und du wirst uns helfen.“

„Wer bist du?“ fragte Simone freundlich.

„Eldrydd“, antwortete er und ließ zögernd die Waffe sinken. „Sie haben Experimente mit mir gemacht. Immer wieder.“

„Bist du schon lange auf der ICCUBATH?“

Er lächelte und entblößte seine Zähne dabei noch mehr. Sein Gesicht verzerrte sich zu einer Fratze. Simone hatte Mühe, ihr Entsetzen vor ihm zu verbergen.

„Du bist freundlich“, krächzte er. „Du bist ein guter Mensch.“

„Die beiden Männer sind es auch“, betonte sie.

Er schüttelte den Kopf.

„Eine Frau braucht nicht zwei Männer. Einer ist zuviel.“

Simone lächelte.

„Diese beiden sind meine Freunde, nicht mehr“, erklärte sie und ging langsam auf ihn zu. „Wir sind gemeinsam geflohen, weil wir herausfinden wollen, was an Bord gespielt wird.“

„Dennoch ist einer zuviel“, beharrte er auf seiner Meinung. Er hob den Energiestrahler wieder. „Ich könnte einen von ihnen töten. Welchen?“

Erschreckt erkannte sie, daß er es ernst meinte. Unter dem Eindruck der Qualen, die er durchlitten hatte, hatte sich sein Geist offenbar verwirrt.

„Keinen.“

„Warum nicht? Der andere würde dich nicht mehr belästigen.“

„Ich habe mich noch nicht entschieden“, erwiderte sie.

„Teufel auch“, flüsterte Jotho Manahe, der direkt hinter ihr stand. „Der Alte ist nicht ganz klar im Kopf. Ich glaube er schießt, wenn du ihn dazu aufforderst.“

Simone ging weiter.

„Schnell“, drängte sie. „Können wir uns irgendwo verstecken, wo sie uns nicht finden? Sie werden die Tür gleich aufbrechen.“

Eldrydd drehte sich um und eilte hinkend davon. Dabei winkte er ihnen zu, ihm zu folgen.

„Ich könnte ihn mit dem Psychostrahler zur Vernunft bringen“, sagte Manahe, während sie hinter ihm her liefen.

„Nein“, entgegnete Valdecci. „Wir lassen ihn in Ruhe.“

Der Alte blieb an einer offenen Luke im Boden der Halle stehen. Ein unbeleuchteter Schacht führte senkrecht in die Tiefe.

„An der Seite ist eine Art Leiter“, erläuterte er stolz. „Man kann ganz gut daran herunterklettern.“

Jotho Manahe blickte sich um.

„Was treibst du eigentlich bei diesen Tanks?“ fragte er.

Eldrydd lachte erneut, fuhr sich mit dem Unterarm über den Mund, eilte dann zu einem der Tanks hin, tauchte seine Hand in die rote Brühe und leckte sie ab.

Jotho Manahe wurde schlecht. Er würgte. Und Simone war einer Ohnmacht nahe. Valdecci preßte die Lippen zusammen. Scharf traten die Muskeln seiner Wangen hervor.

„Man muß leben“, erklärte der Maskierte traurig. „Ich mußte lange hungern, ehe ich das Zeug fand.“

Er kicherte, wischte sich den Mund mit dem Handrücken der anderen Hand ab und ging zur Luke.

„Beeilt euch. Klettert nach unten. Sie kommen. Wenn wir nicht in einer Minute weg sind, haben sie uns.“ Seine Stimme klang plötzlich so, als wisse er genau, was er sagte, und die eigenartigen Sichtquadrate seiner Maske leuchteten auf.

Valdecci ließ sich in den Schacht gleiten. Er fand die Leiter und hangelte sich daran herunter.

„Simone als nächste“, rief er. „Los doch. Worauf wartet ihr?“

Die Medienkontrolleurin war so schwach, daß sie sich kaum auf den Beinen halten konnte, doch sie zögerte nun nicht länger. Sie hörte jemanden an der Tür hantieren, und sie dachte daran, daß man sie ebenso zurichten könnte wie Eldrydd. Sie kletterte in den Schacht. Danach kam Jotho Manahe. Der Maskierte schloß die Luke.

„Immer weiter nach unten“, krächzte er, „bis ihr festen Boden unter den Füßen spürt.“

Über ihnen polterte es, und dann rasselten die Ketten eines Armadamoneurs an der Luke vorbei.

Was soll aus uns werden? dachte Simone. Sie klammerte sich mit letzter Kraft an das Eisen der Leiter. Am linken Fuß fühlte sie die Hand Valdeccis, der sie behutsam von Sprosse zu Sprosse nach unten führte. Müssen wir in einigen Tagen auch diese scheußliche Brühe essen, weil wir sonst nichts finden, was wir zu uns nehmen können?

5.

Zuerst erschien der tragbare Transmitter im Raumschiff des Gitterwesens. Einige Sekunden später materialisierte Nachor von dem Loolandre in dem Metallgerüst.

Gelassen sah er sich um.

Wie vorausberechnet befand er sich im Triebwerksraum des Schiffes, wenigstens zweihundert Meter von der Zentrale entfernt.

Niemand hielt sich in seiner Nähe auf. Noch nicht einmal Armadamonture waren zu sehen.

Der Armadaprinz klappte das Metallgerüst zusammen und verstaute es in dem schwarzen Koffer. Diesen heftete er sich an zwei Magnetschienen an seinem Rücken, so daß er ihn kaum behinderte.

Er eilte durch den Triebwerksraum zu einer Tür, blieb davor stehen und richtete einen Individualtaster darauf. Das Gerät zeigte ihm an, daß sich niemand hinter dem Schott aufhielt. Er öffnete es und trat auf einen Gang hinaus, der etwa fünfzig Meter lang war und in Richtung Hauptleitzentrale führte, jedoch schon nach etwa zehn Metern durch eine schimmernde Energiewand abgeschlossen wurde.

Er ging bis zur Energiewand und blickte hindurch. Erleichtert stellte er fest, daß der Gang nicht mit Kameras überwacht wurde. Er klappte den Transmitter auf, stieg hinein, programmierte ihn und wechselte auf die andere Seite der Energiewand über.

Zehn Meter weiter zwang ihn die nächste Schranke zu einem weiteren Transmittersprung.

Von mir aus kannst du so viele Energiewände aufbauen, wie du willst, dachte er. Ich werde sie alle überwinden.

Er würde die Armadarebellen nicht enttäuschen. Das hatte er noch nie getan, solange er ihr Anführer war.

Ich weiß noch nicht einmal mehr, wann das eigentlich angefangen hat, überlegte er. Ich bin ihr Anführer, solange ich denken kann.

Er befaßte sich nicht weiter mit diesem Gedanken und versuchte nicht, die Anfänge der Rebellentätigkeit zu finden. Es war nicht wichtig für ihn, sich diese Dinge ins Gedächtnis zu rufen.

Sie stehen zu mir, und daran wird sich nichts ändern.

Er lächelte.

Er war schon so lange mit ihnen zusammen, und doch kannte ihn keiner von ihnen wirklich. Schon wegen seines Facettenauges sahen sie etwas Geheimnisvolles in ihm. Er hatte nie etwas getan, in dieser Hinsicht aufklärend zu wirken. Es gab genügend Dinge, die er von sich selbst nicht wußte.

So bezog er beispielsweise das „von dem Loolandre“ auf seine Herkunft, hatte aber von dem Loolandre keine konkrete Vorstellung. Er hatte vergessen, wie es dort aussah, und er nahm an, daß es sich dabei um eine Armadaeinheit wie viele andere auch handelte.

Der Armadaprinz mußte noch zwei weitere Barrieren überwinden, dann erreichte er einen Antigravschacht, der ihn weiter nach vorn in Richtung Zentrale brachte.

Als er ihn verließ, klickte es über ihm. Instinktiv riß er die Arme nach oben, doch es war schon zu spät. Ein Netz umfing ihn und schnürte ihn ein.

Nachor gelang es, eine Hand auf den Rücken zum Koffer zu bringen und diesen zu öffnen. Das Metallgestell sprang heraus und dehnte das Netz so weit, daß er seinen Kombistrahler ziehen, ihn auf Desintegratorwirkung schalten und die Maschen des Netzes zerschneiden konnte.

Erst als er wieder frei war, hörte er, daß eine Alarmsirene heulte. Erschrocken faltete er das Transmittergestell zusammen, heftete sich den Koffer auf den Rücken und rannte zur Zentrale. Er mußte verhindern, daß Gitter einen Hyperfunkspruch an den Schmiedewall absetzte.

Als er die Zentrale betrat, schwenkte das Gitterwesen seinen Pilotensessel herum und hob grüßend beide Hände.

„Ich wußte doch, daß irgend etwas nicht in Ordnung ist“, sagte das seltsame Geschöpf. „Was habt ihr mit Broon gemacht. Habt ihr ihn umgebracht? Und was habt ihr vor? Ihr wollt doch wohl nicht die Biomasse stehlen? Damit könnt ihr nichts anfangen.“

„Ich nehme an, du bist Gitter-Plus“, erwiderte der Armadaprinz.

„Du hast völlig recht“, antwortete das metallisch schimmernde Wesen. „Negativ steht hinter dir.“

„Weitergehen“, befahl ein zweites Gitterwesen und drückte ihm den Projektor eines Energiestrahlers in den Rücken. „Wir werden dich an eine Maschine anschließen, und dann wirst du uns alles erzählen, was wir wissen wollen. Eines ist uns bereits klar - ihr gehört zu den Armadarebellen.“

Nachor von dem Loolandre gehorchte. Widerstandslos ließ er sich den Kombistrahler abnehmen.

Gitter-Negativ trat zurück.

„Du kannst eigentlich nur der Armadaprinz sein“, sagte er, „der Anführer der Rebellen. Von dir wird zur Zeit viel geredet. Dein Auge verrät dich. Was ist mit ihm? Hat es magische Fähigkeiten? Du antwortest nicht? Nun gut, gleich wirst du mehr reden als in deinem ganzen Leben zuvor. Ich denke, mit dir haben wir einen wichtigen Fang gemacht.“

„Da bin ich absolut deiner Meinung“, erwiderte Gitter-Plus. „Ich bin sicher, daß die Armadaschmiede eine stattliche Prämie für ihn zahlen werden. Du dachtest, wir merken nichts, wenn du den Erfassungsbereich der Kameras verläßt, wie?“

„Ich hatte es mir schwerer vorgestellt, einen Mann wie ihn zu fangen.“ Gitter-Negativ schien enttäuscht zu sein. „Dabei ist er recht harmlos.“

„Tut mir leid“, sagte Nachor. „Wie hättest ihr es denn gerne? Ein wenig aufregender?“

Die beiden fremdartigen Geschöpfe lachten. Gitter-Plus stieg mit eigenartig schwankenden Bewegungen aus dem Pilotensessel.

In diesem Moment streckte Nachor von dem Loolandre seinen rechten Arm aus. Zwei gleißend helle Energiefinger schossen aus dem Armband an seinem Handgelenk. Einer von ihnen sprang zu Gitter-Plus über, der andere zu Gitter-Negativ. Beide schlängelten sich um die Gitterstreben. Dann verkürzten sie sich und rissen die beiden Wesen so fest gegeneinander, das Gitter an Gitter lag.

Nachor bückte sich und nahm die Waffe auf, die Negativ entfallen war.

„Besser so?“ fragte er. „Oder seid ihr immer noch enttäuscht?“

\*

„Ich bin unten“, sagte Aarn Valdecci. „Hier ist der Schacht zu Ende. Wie geht es weiter, Eldrydd?“

Unglaublich geschickt hangelte sich der Alte an Manahe und Simone vorbei nach unten. Dann entriegelte er eine Luke und stieß sie auf. Helles Licht flutete in den Schacht, und ein betäubender Geruch schlug herein.

„Das stinkt ja noch schlimmer als oben“, stöhnte Jotho Manahe entsetzt.

„Soll das eine Art Folter sein?“ fragte Simone. Sie taumelte aus dem Schacht und ließ sich erschöpft auf den Boden sinken. Apathisch blieb sie sitzen, während die Männer weiter in die Halle hineingingen.

„Was ist das?“ fragte Aarn Valdecci. Er ging bis zu einem in den Boden eingelassenen Becken, das mit einer bräunlichen, zähflüssigen Masse gefüllt war. Erschrocken trat er zurück, als sich ihm plötzlich ein meterlanger Pseudoarm entgegenbog.

„Sie nennen es Terasymbiont“, krächzte der Maskierte. „Es lebt. Du hast es selbst gesehen.“

Neugierig geworden, erhob sich Simone Keim. Sie ging ein paar Schritte, fühlte sich dann jedoch so schwach, daß sie zur Wand zurückkehrte, um sich anlehnen zu können. Auch von hier aus konnte sie das Becken sehen, das etwa hundert Meter lang und fünfzig Meter breit war.

„Was ist das?“ fragte sie. „Wieso Terasymbiont? Was hat das zu bedeuten?“

Eldrydd schwieg.

Simone ertrug es nicht, so weit von den anderen entfernt zu sein. Sie kämpfte gegen ihre Schwäche an und schleppte sich zu ihnen hinüber. Dicht neben dem Becken ließ sie sich auf den Boden sinken.

„Es sind Kleinstlebewesen“, sagte sie. „Das wimmelt ja nur so durcheinander.“

Mitten in dem Becken bildete sich etwas heraus, was eine gewisse Ähnlichkeit mit einem menschlichen Kopf hatte. Es hielt sich einige Sekunden lang, und es schien, als wolle es genauere Konturen formen, doch dann brach es zusammen und verschwand in der Masse.

„Hat es jemals versucht, aus dem Becken herauszukommen?“ fragte Manahe voller Unbehagen.

„Nein“, beruhigte der Alte ihn. „So etwas habe ich nie beobachtet, und in den letzten Tagen war ich immer hier. Nur wenn ich Hunger hatte, bin ich nach oben geklettert.“

„Es ist mir unheimlich“, sagte Jotho Manahe.

„Es? Wieso es?“ fragte Eldrydd. „Du sprichst von dieser Masse, als sei es ein einziges Lebewesen. Das ist es aber nicht. Jeder Trottel kann das sehen.“

„Was sind das für Experimente, die in der ICCUBATH durchgeführt werden?“ forschte Aarn Valdecci. Er setzte sich neben Simone auf den Boden. „Erzähle uns davon.“

„Mir haben sie die Augen herausgenommen und die Nervenenden mit einer Positronik verbunden, um mir so ein künstliches Augenlicht zu geben“, antwortete der Alte bereitwillig. „Ich kann ganz gut sehen, aber ich werde ihnen nie vergessen, daß sie mich zum Krüppel gemacht haben. Wenn sie wollen, können sie mir sogar über Funk Bildnachrichten zuspielen oder die Linsen auf Infrarot umschalten. Sie haben mir befohlen, zurückzukommen, aber ich habe mich nicht darum gekümmert.“

Er lachte leise.

„Können sie dir auch Informationen abfordern?“ fragte Valdecci.

„Können sie beispielsweise durch deine Augen sehen?“

„Ich will das nicht ausschließen, aber ich habe so etwas noch nicht bemerkt. Vielleicht haben sie es nicht versucht, sonst hätten sie mich wohl längst gefunden.“

In diesen Sekunden schien sich sein Geist geklärt zu haben. Eldrydd sprach klar und deutlich, und er schien jede Frage verstanden zu haben. Doch nun sprach er leise vor sich hin, kicherte und begann am ganzen Körper zu zucken.

„Sie können nicht durch seine Augen sehen“, sagte Valdecci. „Sie würden ihn nicht frei herumlaufen lassen, wenn sie es könnten. Und uns hätten sie auch längst eingefangen.“

„Dann ist ihr Experiment mißglückt“, behauptete Manahe. „Die Operation wäre sinnlos, wenn sie damit nicht einen doppelten Effekt angestrebt hätten.“

„Sie ist unter jedem Aspekt sinnlos“, betonte Simone. „Niemand hat das Recht, einem anderen so etwas anzutun.“

„Natürlich nicht“, stimmte Valdecci ihr zu. „Aber auf der ICCUBATH scheint man sich nicht um ethische Grundsätze zu kümmern.“

„Ich will weg“, sagte Simone. „Mir wird übel, wenn ich nur daran denke, daß jemand Experimente mit mir machen könnte. Wir müssen die ICCUBATH verlassen.“

Aarn Valdecci blickte sie ernst an. Er griff tröstend nach ihrer Hand.

„Ich kann dich verstehen, Simone, aber wir dürfen nicht einfach weglaufen. An Bord der ICCUBATH sind etwa hunderttausend Menschen. Vielleicht haben sie eine kleine Chance, wenn wir etwas für sie tun.“

„Was können wir denn schon tun?“

fragte sie verzweifelt. „Wir irren im Schiff herum und haben bis jetzt nicht das geringste ausgerichtet. Wir haben keine einzige Information eingeholt.“

„Erstens ist das nicht richtig, und zweitens ist das kein Grund, aufzugeben.“ Valdecci lächelte zuversichtlich. „Wir wissen, daß viele oder vielleicht sogar alle Gefangenen mit einem Pharmakon versehen werden. Die Ouechos behaupten, daß wir geimpft würden, aber das glaube ich nicht. Ich denke eher, daß wir für irgend etwas präpariert worden sind.“

„Präpariert? Wofür?“ Sie blickte ihn mit großen Augen an.

„Es geht das Gerücht um, daß die Armadaschmiede nach der Macht über die Endlose Armada streben. Ordoban schweigt. Deshalb wollen sie zum Armadaherzen vorstoßen und sich zu den neuen Herren der Armada machen.“

„Davon habe ich gehört“, erwiderte sie. „Ich weiß jedoch nicht, ob es wahr ist, und ich kann mir nicht erklären, was wir damit zu tun haben.“

„Wir sollen für die Schmiede kämpfen“, behauptete er. „Das ist für mich ganz sicher.“

Sie schüttelte ungläubig lächelnd den Kopf.

„Aarn, das ist doch Unsinn. Keiner von uns würde freiwillig für die Armadaschmiede kämpfen. Wie können sie glauben, daß hunderttausend Menschen für sie die Kastanien aus dem Feuer holen werden?“

„Jetzt sind wir wieder bei den Injektionen“, entgegnete er. „Ich kann mir vorstellen, daß sie in der Armadaschmiede MOGODON, von der man sagt, sie sei eine Hexenküche, irgendein Zeug zusammengebraut haben, das sie uns injizieren und das uns dann zwingt, genau das zu tun, was sie von uns verlangen.“

Ihr Lächeln vertiefte sich.

„Aarn“, sagte sie. „Hast du nicht mehr das Gefühl, frei zu sein? Sie haben uns etwas injiziert, aber bis jetzt spüre ich keine Wirkung.“

Eldrydd schrie plötzlich auf.

Er hatte sich etwa zwanzig Meter von ihnen entfernt, ohne daß sie es gemerkt hatten. Jetzt preßte er beide Hände vor die Maske. Sein Körper zuckte.

„Sie versuchen etwas“, kreischte er. „Nein, das halte ich nicht aus. Das Programm. Das Programm.“

Er taumelte hin und her und schrie immer wieder gepeinigt auf. Dabei hielt er sich beide Hände vor die Maske.

Aarn Valdecci und Jotho Manahe sprangen auf.

„Ihr müßt ihm helfen“, flüsterte Simone. „Irgend jemand macht ein Experiment mit seinen künstlichen Augen.“

„Sie reißen mir die Augen heraus“, brüllte der Alte. „Nein! Nein. Das Programm. Ihr müßt das Programm ...“

Er warf die Arme in die Höhe und lief torkelnd los.

Aarn Valdecci und Jotho Manahe rannten auf ihn zu, erreichten ihn jedoch nicht mehr, Eldrydd trat über den Rand des Beckens hinaus und stürzte kopfüber in die amorphe Masse, die sich aus Billionen von Einzelwesen zusammensetzte. Der zähflüssige Brei schloß sich augenblicklich über ihm und verschlang ihn.

Simone wollte etwas sagen, brachte jedoch keinen Laut über die Lippen. Sie kauerte auf dem Boden und blickte auf das Becken, bis plötzlich die Metallmaske aus der Masse herausgeschleudert wurde und scheppernd über den Boden rutschte.

Aarn Valdecci fing sich als erster.

„Weg“, sagte er leise. „Schnell weg. Wir müssen uns verstecken.“

Er zerrte Jotho Manahe und Simone zu der Luke, durch die sie in die Halle gekommen waren, öffnete sie und schob sie hinein. Dann stieg er selbst in den Schacht und zog die Luke hinter sich zu.

„Sie haben irgend etwas mit ihm versucht“, erläuterte er. „Das Experiment ist mißglückt. Immerhin ist möglich, daß sie dabei herausgefunden haben, wo er war. Dann werden sie gleich hier sein und nachsehen.“

Er behielt recht. Nur Sekunden verstrichen, dann hörten sie, daß eine Tür geöffnet wurde. Die unverkennbaren Stimmen der Ouechos drangen zu ihnen in den Schacht.

## 6.

Gitter-Plus und Gitter-Negativ schwiegen. Sie hielten die Augen geschlossen, und sie taten auch nichts, um sich aus der Fessel zu befreien. Sie hatten erfaßt, daß es sinnlos gewesen wäre, sich gegen die Energieklammer zu stemmen. Diese war nicht zu sprengen.

Nachor von dem Loolandre hielt sich nur kurz mit ihnen auf und wandte sich dann der Zentralpositronik zu. Innerhalb weniger Minuten hatte er herausgefunden, daß noch kein Funkspruch an die Armadaschmiede herausgegangen war, daß die Gitterwesen jedoch Aufzeichnungen von der Begegnung mit dem Armadafloß YOWZENE gemacht und den Computer veranlaßt hatten, eine Zusammenfassung der Ereignisse als Hyperfunknachricht vorzubereiten.

Der Armadaprinz löschte Aufzeichnung und Befehle.

„In einer Stunde gehen wir wieder auf Überlichtgeschwindigkeit“, sagte er. „Dann erreichen wir den Schmiedewall in weiteren zehn Stunden. Ihr werdet dafür sorgen, daß wir den Wall ohne große Schwierigkeiten passieren können.“

Gitter-Plus lachte.

„Lieber sterbe ich“, erwiderte er. „Verrat kommt für mich nicht in Frage.“

„Und für mich auch nicht“, fügte Negativ hinzu. Er blickte den Armadaprinzen forschend an. Er schien noch immer nicht begreifen zu können, daß sie überrumpelt worden waren. Vielleicht war es die erste Niederlage seines Lebens.

Nachor von dem Loolandre setzte sich lächelnd vor die Hauptpositronik. Er wußte mehr über die Gitterwesen als die meisten anderen. Plus und Negativ lebten in absoluter Abhängigkeit voneinander. Während Plus über überschließende Kräfte verfügte und jemanden benötigte, der ihn vor ständigem Übereifer und übereilten Entscheidungen schützte, hatte Negativ mit psychisch stark hemmenden Einflüssen zu kämpfen. Er brauchte die vorwärtsdrängende Kraft seines Partners, um die zum Teil selbstzerstörerischen Einflüsse seiner Psyche überwinden zu können.

Zusammen bildeten die Gitterwesen eine Gemeinschaft von höchster Leistungskraft, und Nachor war schon Paaren ihrer Art begegnet, die er auf gar keinen Fall in so einfacher Weise hätte überwinden können.

„Ich weiß so ziemlich alles über euch“, sagte er. „Deshalb werde ich euch an die Positronik anschließen, sobald ich diese entsprechend programmiert habe. Danach werdet ihr nicht mehr darüber nachdenken, ob ihr meinen Befehlen folgen werdet oder nicht.“

„Das darfst du nicht tun“, rief Gitter-Negativ keuchend. „Du würdest uns damit töten.“

Nachor lachte.

„Mein lieber Freund“, entgegnete er. „Wenn ich euch so behandeln würde wie die Armadaschmiede es in vergleichbarer Situation tun würden, dann allerdings stünde es schlecht um euch.“

„Ihr seid Rebellen“, rief Gitter-Plus erregt.

„Womit du vollkommen recht hast.“ Nachor von Loolandre tippte einige Tasten der Computersteuerung, rief ein unter dem Kode „Schmiede“ gespeichertes Programm ab und änderte dieses nach seinen Vorstellungen. Dazu benötigte er fast eine halbe Stunde. Die beiden Gitterwesen schwiegen während dieser Zeit. Sie wußten, daß sie Nachor nicht umstimmen konnten.

Als der Armadaprinz seine Vorbereitungen abgeschlossen hatte, löste er die Fesseln von Gitter-Plus und setzte ihn in den Pilotensessel, wo er ihm erneut Energiebänder um die Beine legte. Danach verband er das metallisch schimmernde Geschöpf mit der Positronik. Dabei heftete er Kontaktscheiben an die hintere Querstrebe, in der das Haupthirn von Gitter-Plus lag, und führte das Verbindungskabel über die Rückseite des Gitters herab, so daß die Manipulation von vorn nicht zu erkennen war. Dann schloß er Gitter-Plus direkt an die Positronik an und schaltete das vorbereitete Programm.

Gitter-Plus veränderte sich nach außen hin nicht.

Nun legte Nachor von dem Loolandre Gitter-Negativ auf den Boden neben seinen Partner, so daß die Optik der Bildfunkgeräte ihn nicht erfassen konnte.

„Alles klar, Freunde“, sagte er danach zufrieden. „In zehn Stunden haben wir unser Ziel erreicht.“

Gitter-Negativ lag apathisch auf dem Boden. Er hatte aufgegeben. Nachor wußte, daß es nicht einmal nötig gewesen wäre, ihm den Mund zu verkleben, um ihm am Sprechen zu hindern. Negativ hatte nicht mehr die Kraft, sich aufzulehnen. Der Plus-Partner fehlte ihm. Dieser war an ein Positronikprogramm gebunden, in dem Negativ keine Rolle mehr spielte.

Nachor von dem Loolandre klappte seinen Transmitterkoffer auf, entfaltete das Metallgerüst, stieg hinein, drückte ein paar Tasten und verschwand.

Er materialisierte mitten in der Zentrale des Armadafloßes. Hier klappte er das Gestell wieder zusammen, so daß es in den Koffer paßte, schloß diesen und stellte ihn in eine Ecke.

„Alles klar“, triumphierte er. „Der Sturm auf MOGODON kann beginnen.“

Das rubinrote Auge des Armadaprinzen leuchtete in einem einzigartigen Feuer.

Porres blickte scheu zur Seite.

Manchmal empfand er die Kraft und die überschäumende Energie des Armadaprinzen als geradezu erdrückend.

Nachor von dem Loolandre stürmte von Erfolg zu Erfolg, fast schien es, als könne er überhaupt keine Fehler machen.

Es schien nur so.

Der Armadaprinz hatte einen Fehler gemacht.

Er hatte sich allzu sehr auf Gitter-Plus konzentriert und Gitter-Negativ zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt.

Kein Gitterpaar war wie das andere, und bei diesem Gitterwesen waren die Negativeigenschaften besonders stark ausgeprägt.

\*

Gitter-Negativ blickte zu Gitter-Plus hoch und kam zu der Überzeugung, daß ihr Schicksal besiegt war.

Wir sind so gut wie tot, dachte es. Was wir auch tun, nichts kann uns retten. Wenn die Rebellen den Kampf um MOGODON gewinnen, werden sie uns wie Feinde behandeln, da sie uns zwingen mußten, für sie zu arbeiten. Wenn die Rebellen verlieren, werden die Armadaschmiede uns bestrafen, weil wir den Rebellen geholfen haben. Für sie ist unwichtig, ob wir dazu gezwungen worden sind oder nicht.

Sie waren am Ende.

Gitter-Negativ konnte sich kaum bewegen, doch ließen ihm die Energiefesseln immerhin soviel Spielraum, daß er mit den Fingern eine Bodenleiste erreichen konnte, hinter der sich eine Kontaktschiene befand. Er kämpfte sich minutenlang an die Leiste heran und klappte sie schließlich hoch. Dann blickte er zu Gitter-Plus hinauf, der ihn jedoch nicht beachtete, und drückte seine Finger gegen die Kontaktschiene.

Hochenergetische Ströme jagten durch seinen Körper, wurden hier in Impulswellen umgewandelt und in die Kontaktschiene zurückgeleitet.

In Bruchteilen von Sekunden erreichten sie das Triebwerk und lösten eine Spontanreaktion aus.

Das silbern glänzende Raumschiff verwandelte sich in eine glühende Sonne, die sekundenlang neben dem Armadafloß her raste und dann wieder verlosch.

\*

Über dem Stützpunkt BASIS-ONE ging gerade die Sonne auf, als Eric Weidenburn sich bei Perry Rhodan meldete.

Kurz zuvor war Ras Tschubai gekommen. Er stand mit Rhodan zusammen bei einem Felsen. Überrascht sahen sie den schwächlich wirkenden Mann an.

„Was führt dich zu uns, Eric?“ fragte Rhodan.

„Mir ist etwas bewußt geworden“, erwiderte Weidenburn, „und ich meine, ich sollte mit dir darüber reden.“

„Heraus damit“, forderte Rhodan ihn auf. „Vielleicht ist es wichtig.“

In BASIS-ONE erwachte das Leben. Mittlerweile war die BASIS zum Stützpunkt zurückgekehrt, was sich vor allem dadurch bemerkbar machte, daß sich mehr Menschen auf dem Planeten aufhielten.

Rhodan hatte gerade eine Meldung von Ras Tschubai erhalten, über die er eigentlich lieber zuerst gesprochen hätte, doch er wollte Eric Weidenburn nicht enttäuschen.

In zunehmendem Maße waren Gefechte zwischen Armadaeinheiten und Raumschiffen beobachtet worden, die nicht zur Endlosen Armada zu gehören schienen. Vereinzelt waren auch schon kranische und terranische Schiffe angegriffen worden, die zu Erkundungsflügen unterwegs waren.

Somit konnte kein Zweifel mehr daran bestehen, daß eine neue Macht in M 82 aktiv geworden war. Rhodan vermutete, daß es Seth-Apophis war, die sich erstaunlich lange passiv verhalten hatte, und die nun auf die Anwesenheit der Endlosen Armada und der Galaktischen Flotte zu reagieren begann.

„Ich höre, Eric“, sagte er.

„Mir ist etwas bewußt geworden, was irgendwie schon eine ganze Weile in mir herumsprukte, ohne an die Oberfläche zu kommen“, erwiderte Weidenburn zögernd.

„Was denn, Eric?“

„Der Bewahrer der Flamme, von dem ich dir erzählt habe, will, daß ich die Armadaschmiede MOGODON aufsuche.“

„Tatsächlich?“ Rhodan spürte, daß Weidenburns Worte einen Hintergrund hatten, der es wert war, beachtet zu werden. „MOGODON? Wenn du dorthin willst, mußtest du zunächst einmal wissen, wo MOGODON überhaupt ist.“

„Natürlich, Perry, das ist es ja, worüber ich lange nachgedacht habe. Bisher hatte ich keine Vorstellung davon, wohin ich fliegen muß. Aber jetzt sind mir plötzlich Koordinaten bewußt geworden, die mir angeben, wo diese Armadaschmiede ist.“

Rhodan wechselte einen kurzen Blick mit Ras Tschubai. Solange Weidenburn keine konkreten Angaben machte, konnten seine Worte als Hirngespinst abgetan werden.

Wenn er aber die Position einer Armadaschmiede angab, dann konnten diese Daten auf ihre Richtigkeit überprüft werden. Zugleich ließ sich der Wert seiner anderen Aussagen danach besser einstufen.

„Komm“, sagte Rhodan. „Wir wollen die Koordinaten festhalten.“

Ras Tschubai und Eric Weidenburn schlossen sich ihm an, als Rhodan zu einem Gebäude ging, in dem eine Positronik installiert war, von der aus er mit der Hamiller-Tube in der BASIS in Verbindung treten konnte.

Auch von der Hamiller-Tube hatte Rhodan mittlerweile einen wertvollen Hinweis erhalten.

Die Positronik hatte die Berichte, die von Gucky und von Ras Tschubai über ihre Erlebnisse in der Armadaschmiede HORTEVON verfaßt worden waren, unter immer neuen Gesichtspunkten mehrmals durchgearbeitet. Dabei hatte die Hamiller-Tube einen verschlüsselten Hinweis auf die Existenz der Armadarebellen entdeckt.

Rhodan hatte den Cygriden Jercygehl An, der mit seinen Raumfahrern aus der BORKYL an Bord der BASIS lebte, darauf angesprochen.

„Armadarebellen gibt es seit undenklichen Zeiten“, hatte An geantwortet. „Es sind Flüchtlinge aus vielen Armadaeinheiten, die sich organisiert haben, um gegen die vom Armadaherzen ausgeübten Zwänge und Ungerechtigkeiten zu kämpfen. Es heißt, daß sie vom Armadaprinzen angeführt werden, einer legendären Figur, der man nachsagt, daß sie ähnlich unsterblich ist wie Ordoban.“

Rhodan wußte nicht so recht, was er von den Armadarebellen halten sollte, aber er entschloß sich, dem Hinweis Weidenburns zu folgen und gegen MOGODON vorzurücken.

Zuvor aber müssen wir wissen, ob die Angaben Erics Sinn und Verstand haben, dachte er.

\*

Simone Keim, Aarn Valdecci und Jotho Manahe warteten in atemloser Spannung im Schacht darauf, daß die Ouechos und die Armadamonture endlich wieder aus der Halle abzogen.

Sie hörten, wie die seltsamen Zwillingswesen und die Automaten neben dem Becken hin und her liefen, und sie konnten sich keinen rechten Reim darauf machen, was geschah.

„Warum verschwinden die nicht endlich?“ wisperte Simone nervös, als nahezu eine halbe Stunde verstrichen war, ohne daß es ruhig in der Halle wurde.

„Sie stellen irgend etwas mit dem Zeug aus dem Becken an“, antwortete Jotho Manahe. „Ich glaube, es ist viel wichtiger, als wir angenommen haben.“

„Könnte sein“, flüsterte Aarn Valdecci. „Ich kann es nicht ausstehen. Ich habe eine Abneigung dagegen und würde es am liebsten vernichten. Wenn ich es doch nur könnte.“

Seine Hände klammerten sich um dicke Kabel, die von unten nach oben liefen.

„Der arme Eldrydd“, sagte Simone. „Er hat ein grauenhaftes Ende gehabt.“

„Es war nicht so schlimm, wie die Versuche, die sie vorher an ihm durchgeführt haben“, widersprach Jotho Manahe. „Die Ouechos haben ihn um den Verstand gebracht.“

„Was hat er nur mit Programm gemeint?“ fragte Simone. „Kurz vor seinem Tod, als sie etwas mit seinen künstlichen Augen anstellten, hat er etwas von einem Programm gesagt.“

„Ja, ich erinnere mich“, sagte Valdecci.

„Er war nicht bei Sinnen. Er wußte nicht, wovon er redete“, bemerkte Manahe. „Ich glaube nicht, daß wir darüber nachdenken sollten.“

Es wurde ruhig in der Halle. Die drei Weidenburnianer warteten noch eine halbe Stunde, dann öffnete Valdecci die Luke.

„Wir sind allein“, stellte er erleichtert fest und kletterte hinaus. Verwundert sah er sich um. Abgesehen davon, daß die Metallmaske des Alten verschwunden war, hatte sich nichts in der Halle verändert. Was Ouechos und Armadamonture getrieben hatten, war nicht zu erkennen.

„Und jetzt?“ fragte Simone. „Ich habe nicht die geringste Lust, in der Nähe dieser stinkenden Brühe zu bleiben.“

„Ich auch nicht“, sagte Manahe. Er wollte der jungen Frau den Arm um die Schulter legen, zuckte jedoch im letzten Moment zurück. „Gehen wir.“

„Nein.“ Aarn Valdecci blickte nachdenklich auf den Terasymbionten. „Es wäre ein Fehler.“

„Spinn doch nicht“, erwiderte Manahe. „Ob wir hier bleiben oder nicht, das ändert gar nichts.“

„Mir gehen die Worte Eldrydds nicht aus dem Kopf“, gestand Valdecci. „Er hat allzu sehr betont, daß ein Programm wichtig ist.“

„Stimmt nicht“, widersprach der Urbanisator abfällig. „Irgend jemand hat ein Experiment mit ihm gemacht, das ihm große Schmerzen verursacht hat. In seiner Pein hat er etwas von einem Programm geschrieen. Das ist alles.“

Kosmosignalist Valdecci schob gleichmütig die Hände in die Hosentaschen. Er schlenderte am Beckenrand entlang und suchte die Halle dabei mit seinen Blicken ab.

Die Wände waren glatt und eben. Nirgendwo war eine Erhöhung oder Einkerbung zu sehen. Die Decke war einheitlich weiß und bestand aus Millionen von Mikroleuchteinheiten, die ein gleichmäßiges Licht verbreiteten.

Dieser Terasymbiont, was immer das sein mag, kann nicht von Luft und Liebe leben, dachte er. Irgendwo müssen Zu- und Ableitungen vorhanden sein. Thermometer, Wärmeaustauscher, Filter und was sonst noch alles dazugehört. Aber man sieht nichts.

Plötzlich blieb er stehen.

Wenige Meter vom Beckenrand entfernt war ihm eine leichte Verfärbung des Fußbodens aufgefallen. An dieser Stelle war das Kunststoffmaterial ein wenig heller als anderswo. Er kniete sich nieder und strich suchend mit den Fingerspitzen über den Boden.

„Was ist los?“ fragte Manahe. „Du wirst doch wohl kein großes Geheimnis entdeckt haben?“

„Du kannst dir deine Ironie sparen“, erwiderte Valdecci. „Hier ist etwas. Moment.“

Er fühlte eine leichte Erhöhung, und er preßte seinen Daumen darauf. Sie gab nach. Es surrte leise, und dann hob sich plötzlich eine Schaltkonsole aus dem Boden.

„Tut mir leid“, sagte Jotho Manahe und strich sich verlegen über das Kinn. „Meine Nerven scheinen nachzulassen.“

„Das sieht nach einem Kontrollpunkt aus“, bemerkte Simone. „Sogar ein Monitorschirm ist dabei.“

„Die Verbindung zu einem Computer“, stellte Valdecci fest. „Davon müßtest du als Medienkontrolleurin eigentlich am meisten verstehen.“

Simone Keim nickte. Sie setzte sich neben der Konsole auf den Boden, weil sie zu schwach war, sich auf den Beinen zu halten. Mit leiser Stimme gab sie Valdecci Anweisungen und achtete zugleich darauf, daß dieser sie richtig ausführte.

Der Monitorschirm leuchtete auf, und eine Reihe von Zahlen und Symbolen erschien.

„Aha, es funktioniert“, spöttelte Jotho Manahe. „Wahrscheinlich können wir uns gleich mit jedem einzelnen der Billionen Terasymbionten unterhalten.“

„Was ist los mit dir?“ fragte Valdecci ärgerlich.

„Nichts“, antwortete der Urbanisator. „Ich bin nur hundemüde.“

Er drehte sich um und ging zu der noch immer offenen Luke hinüber.

„Ich lege mich aufs Ohr. Wenn es euch gelingen sollte, heute noch irgendwelche Informationen aus dem Ding da zu holen, könnt ihr es mir ja sagen.“

Er legte sich auf den Boden, rollte sich zusammen und demonstrierte auf diese Weise, daß ihn herzlich wenig interessierte, was in dem zum Becken gehörigen Computer gespeichert war.

„Laß ihn“, sagte Simone. „Vielleicht hat er sogar recht.“

Doch sie glaubte nicht daran, daß sie diesen Computer mißachten durften. Sie spürte, daß sie einer Ungeheuerlichkeit auf der Spur waren.

„Glaubst du, daß du es schaffst?“ fragte Valdecci.

„Es ist schwer“, erwiderte sie. „Ich weiß nicht genau, wonach ich suchen muß. Ich muß experimentieren. Zunächst einmal muß ich wissen, wie man den Computer ansprechen muß, damit er verrät, was überhaupt in ihm gespeichert ist. Das kann einige Zeit dauern.“

„Wir haben Zeit. Und wenn es Tage dauert, das spielt für uns keine Rolle.“

Sie nickte nur.

Und dann lachte sie.

„Jotho hat wirklich recht, Aarn. Er kann nichts tun, während wir experimentieren. Warum sollte er also nicht schlafen?“

Valdecci gähnte.

„Ich beginne ihn zu beneiden.“

Sie lachte erneut.

„Bilde dir nur nicht ein, daß ich dir Schlafgenehmigung erteile“, sagte sie. „Ich brauche dich.“

Er nickte nur, massierte sich die Augen, gähnte herhaft und machte weiter.

Als Jotho Manahe drei Stunden später zu ihnen zurückkehrte, waren Simone und der Kosmosignalist nur wenig vorangekommen.

„Wir müssen Geduld haben“, erklärte die junge Frau und gab als Suchbegriff eine komplizierte Formel ein, die kurz zuvor auf dem Monitor erschienen war. Unmittelbar darauf lief eine Buchstabenreihe über den Bildschirm.

„Das ist es“, jubelte Valdecci begeistert. „Wir haben es gefunden.“

„Tatsächlich?“ Sie fuhr hoch und blickte auf den Monitor. „Ja, du hast recht.“

„Dann bin ich ja gerade rechtzeitig aufgestanden“, kommentierte Jotho Manahe.

Simone drehte sich um und setzte zu einer ärgerlichen Entgegnung an, doch Aarn Valdecci griff rasch nach ihrem Arm.

„Beruhige dich“, bat er. „Es hat keinen Sinn, wenn wir uns streiten. Er ist nun mal so, und er wird sich auch nicht ändern, wenn du ihn anführst.“

Jotho Manahe grinste unsicher und verzichtete auf weitere Bemerkungen. Er erfaßte, daß die Nerven Simones allzu angespannt und zusätzlichen Belastungen nicht mehr gewachsen waren. Es mußte zu ernsthaften Auseinandersetzungen und zu einem Bruch ihrer Gemeinschaft kommen, wenn er weiterredete.

Im Grunde genommen suchte er nur ein wenig Anerkennung. Er fühlte sich der jungen Frau unterlegen und hatte sein Können gern irgendwie bewiesen. Doch dazu hatte er bisher keine Gelegenheit gehabt.

„Das Programm“, sagte sie atemlos. „Das muß das Programm sein, das Eldrydd gemeint hat.“

Sie kniete sich hin, um besser sehen zu können.

„Der Symbiont. Der Terasymbiont. Natürlich. Er ist aus Billionen mikroskopisch kleiner Plasmawesen zusammengesetzt“, sagte sie. „Das wissen wir bereits. Das kann jeder sehen. Aber da ist noch mehr. Wartet mal.“

Sie tippte einige Tasten.

„Jetzt kommen interessantere Informationen.“ Simone Keim wurde plötzlich blaß. „Moment mal, hier steht, daß die Symbionten zwar getrennt voneinander leben, aber dennoch gemeinsame Regungen haben können, wenn sie in Wirtskörpern leben.“

„Was ist daran so erschreckend?“ fragte Manahe. „Daß sie in Wirtskörper leben können? Das wissen wir doch. Das sagt doch schon der Name.“

„Kann man eigentlich auch vernünftig mit dir reden?“ fragte sie.

„Das kommt darauf an. Was steht da noch auf dem Monitor?“

Valdecci stöhnte auf.

„Nein“, ächzte er. „Das darf nicht wahr sein.“

Er fuhr zurück, drehte sich um und blickte mit geweiteten Augen auf das Becken mit dem Terasymbionten.

„Was ist los?“ forschte Manahe.

„Hier steht es“, stammelte Simone. „Diese Terasymbionten haben sich im Blut der 100.000 Gefangenen als rote Blutkörperchen getarnt und erfüllen auch deren Funktionen.“

Sie sank zurück. Ihre Lippen zuckten.

„Weißt du, was das bedeutet?“ fragte Valdecci keuchend. Er packte Manahe an der Schulter und riß ihn herum, so als habe dieser Schuld an dem, was geschehen war. „100.000 Gefangene! Das sind wir! Dieses Teufelszeug befindet sich in unseren Adern. Sie haben es uns injiziert.“

„Nein!“

„Nebenbei aber erzeugen die Terasymbionten eine Droge, die sie mit Sauerstoff zusammen an die Gehirnzellen ihrer Wirte abgeben“, las Simone Keim mit tonloser Stimme weiter. „Es handelt sich um eine echte Gehirnwäschedroge, denn sie verändert die Weltanschauung und den Willen der Gefangenen total. Im Sinn der Armadaschmiede und nach Ablauf einer gewissen Zeit. Die Angaben werden hier sehr ungenau.“

Sie konnte nicht mehr sprechen. Sie sank auf den Boden, preßte die Hände vor das Gesicht und verharrete minutenlang in dieser Stellung. Auch Valdecci und Jotho Manahe schwiegen. Das Entsetzen lähmte ihre Zungen.

Simone erwies sich schließlich als die Stärkste von ihnen. Sie fing sich als erste wieder.

„Da steht noch mehr“, erklärte sie.

„Wir müssen es wissen. Ich lese es euch vor.“

„Mir reicht es“, erwiderte Manahe mühsam. „Schlimmer kann es nicht mehr kommen.“

Sie ging kommentarlos über seine Bitte hinweg, ihn mit weiteren Schreckensmeldungen zu verschonen, und las:

„Die Gefangenen werden im letzten Stadium der Drogenbeeinflussung die Fähigkeit erhalten, zu einem Überorganismus zu verschmelzen. Dieser Überorganismus wird mit seinen mentalen Impulsen dem todkranken Ordoban den Todesschoß versetzen. Danach wird der Überorganismus die Nachfolge Ordobans antreten und die Endlose Armada nach dem Willen und den Weisungen der Armadaschmiede führen. Das alles wird unter dem Deckmantel einer Gesundung Ordobans geschehen, so daß die Armadavölker glauben werden, daß sie von dem nun wieder gesunden Ordoban regiert werden.“

Simone blickte Valdecci und Manahe an.

Die beiden Männer waren blaß geworden. Sie standen unter einem Schock und waren nicht fähig, irgend etwas zu sagen.

Die junge Frau wußte, was sie dachten und empfanden. Sie selbst fragte sich auch, was die Terasymbionten bereits in ihrem Blut bewirkt hatten, und wie sehr sie durch sie verändert worden war.

Nachor von dem Loolandre war nahe daran, die Beherrschung zu verlieren, als er sah, wie das silberne Raumschiff explodierte. Doch er fing sich schnell wieder.

„Diese Narren“, sagte er. „Sie haben sich für nichts geopfert. Was auch immer geschehen wäre, sie hätten nichts damit zu tun gehabt.“

„Und jetzt?“ fragte Porres. „Müssen wir den Plan aufgeben?“

„Warum?“ Der Armadaprinz schien die Bedenken seines Vertrauten nicht verstehen zu können.

„Wir kommen ohne dieses Gitterwesen. Die Wachen werden uns nicht durch den Schmiedewall lassen“, sagte Porres.

„Dann müssen wir eben entsprechende Vorbereitungen treffen.“

„Was hast du vor?“

Nachor von dem Loolandre wandte sich vom Hauptbildschirm der Zentrale ab und setzte sich in seinen Sessel. Ein Armadamonteur reichte ihm etwas zu Trinken.

„Was schon?“ entgegnete der Anführer der Armadarebellen. „Ich springe voraus und mache uns den Weg frei.“

„Mit dem Transmitter?“ Porres hob abwehrend die Hände. „Du hast noch nie einen Sprung über eine solche Entfernung gewagt. Außerdem kannst du den Transmitter nicht so genau programmieren, daß du in einem der Wachforts materialisierst.“

„Das ist auch gar nicht nötig.“ Nachor lächelte. „Meinen Schutzanzug.“

„Du willst sofort starten?“

„Wir haben keine Zeit zu verlieren. Unsere Männer stecken zwischen den Frachtbällen. Sie sind froh, wenn diese Reise zu Ende ist und sie wieder aus ihren Anzügen herauskommen.“

„Du hast recht.“

Ein Armadamonteur brachte einen Weltraumanzug herein, und Nachor von dem Loolandre legte ihn an.

Mit vielfacher Lichtgeschwindigkeit raste das Armadafloß auf sein Ziel zu. Nachor vereinbarte ein Funksignal mit Porres, mit dem er diesem das Gelingen seiner Aktion anzeigen wollte, wenn das Floß den Schmiedewall erreicht hatte.

Dann wartete er, bis das Floß sich dem Schmiedewall bis auf 4,6 Lichtjahre genähert hatte und ein kleines Sonnensystem passierte. Die YOWZENE verzögerte bis auf halbe Lichtgeschwindigkeit. Nachor schloß seinen Transmitter an den Energiekreislauf des Floßes an, um genügend Energie für den weiten Sprung zu haben, programmierte das Gerät, stellte sich in den Metallrahmen und verabschiedete sich mit knapper Geste. Er materialisierte über vier Lichtjahre von der YOWZENE entfernt zwischen den Raumforts, die die Armadaschmiede MOGODON wie die Schale einer Kugel umgaben.

Minuten später wechselte er in eines der Raumforts über. Er erschien mitten auf einem Gang.

Absolute Stille umgab ihn. Nirgendwo lief ein Motor. Kein Triebwerk arbeitete. Keine Positronik zeigte durch Tonsignale den Stand laufender Arbeitsprozesse an. Niemand schien sich in dem Fort aufzuhalten. Nachor hatte das Gefühl, eine tote Welt betreten zu haben.

Er konnte sich nicht vorstellen, daß er allein an Bord war. Irgend jemand mußte im Fort sein.

Er streifte den Raumanzug ab, und es kam ihm vor, als sei er dabei unerträglich laut. Das Klicken der sich lösenden Magnetverschlüsse schien von den Wänden widerzuhallen, und das Rascheln der Stoffe schien zu lärmten wie eine gegen den Strand stürmende Brandung.

Vorübergehend erwog er, den Raumanzug einfach anzubehalten, doch er verwarf diesen Gedanken sogleich wieder, weil er erkannte, daß er sich niemandem unbemerkt nähern konnte, der nicht gerade taub war.

Er atmete erleichtert auf, als der Raumanzug endlich auf dem Boden lag, und er sich freier bewegen konnte.

Er heftete sich den Transmitter an den Rücken und eilte durch den Gang, in der Hoffnung, zu einer Steuerzentrale zu gelangen. Als er sich einem Schott bis auf wenige Schritte genähert hatte, ruckte dieses plötzlich zur Seite, und ein tonnenförmiger Armadamonteur kam ihm entgegen. Die Maschine hatte sieben Arme, von denen sechs mit Werkzeugen verschiedener Art versehen waren, während der siebente mit einem Energiestrahler endete.

Die Waffe war nach hinten gerichtet. Sie fuhr jetzt jedoch herum. Nachor von dem Loolandre hielt seinen Strahler schußbereit in den Händen. So konnte er vor dem Armadamonteur feuern. Er traf dessen Waffenarm und trennte ihn ab.

Der Armadamonteur registrierte den Treffer und schaltete augenblicklich. Er schnellte sich mit einem mächtigen Sprung auf den Rebellen und versuchte, ihn mit den ihm verbliebenen Armen zu umfangen.

Nachor sprang erschrocken zurück und schoß erneut. Dieses Mal zielte er auf einen kleinen Buckel an der Oberseite des tonnenförmigen Körpers. Er traf und zerstörte die positronische Steuerung der Maschine, die unter dem Buckel verborgen war. Aufatmend verfolgte er, wie dem Monteur, die Beine wegknickten und die Arme auf den Boden herabsanken.

„Du hättest mich beinahe überrumpelt“, murmelte er.

Er machte sich Vorwürfe, weil er durch ungenügende Aufmerksamkeit das gesamte Unternehmen gefährdet hatte. Er befand sich in einer Situation, in der er in jeder Sekunde mit einem Angriff rechnen mußte. Wenn die Waffe des Roboters nach vorn gerichtet gewesen wäre, dann wäre nun schon alles vorbei gewesen.

Etwa zehn Meter von dem Wrack des Armadamonteurs entfernt trat ein Pellack auf den Gang hinaus. Das raupenähnliche Wesen mit dem weit vorgestreckten Kopf und dem lang auslaufenden Schwanz blieb wie erstarrt stehen. Es war wohl noch nie vorgekommen, daß an Bord eines Raumforts jemand auftauchte, der nicht lange zuvor angemeldet, bei seiner Annäherung geortet und dann unter besonderen Sicherheitsvorkehrungen eingeschleust wurde.

Nachor von dem Loolandre löste seine Waffe aus, die er blitzschnell auf Psychostrahlen umgeschaltet hatte.

„Komm her zu mir, Pellack“, befahl er.

Der Pellack gehorchte. Er eilte mit weit ausgreifenden Schritten herbei, und dabei schien es, als werde er die Balance verlieren und vornüber auf den Kopf fallen. Doch der Eindruck täuschte. Er hielt sich auf den Beinen.

„Du wirst mir die Wahrheit sagen“, befahl Nachor. „Du wirst alles tun, was ich dir befehle, und du wirst nichts tun, was mich gefährden könnte.“

„Ja, Herr“, beteuerte der Pellack.

„Bist du allein an Bord?“

„Ja, Herr.“

„Aber es gibt noch mehr Armadamonteure?“

„Ja, Herr. Drei. Sie sind alle im Kraftwerk.“

„Kannst du sie ausschalten oder neutralisieren?“

„Ja. Von der Zentrale aus.“

„Geh mir voran zur Zentrale.“

Der Pellack drehte sich um und rannte so schnell davon, daß der Armadaprinz Mühe hatte, ihm zu folgen.

Die Steuerzentrale lag am Ende des Ganges. Sie war klein. Von einem Spezialsessel aus konnte der Pellack sämtliche Schaltungen erreichen. Für Nachor war kein Platz mehr darin, als der Pellack sich in den Sessel gesetzt hatte.

Nachor ließ sich die Waffenanlagen des Forts und ihre Steuerung erklären. Er war nicht überrascht über die Kapazität der Ortungsanlagen und die Schlagkraft der Waffen, und er wußte, daß es keine Möglichkeit gab, den Schmiedewall gewaltsam zu durchdringen. Die Armadaschmiede MOGODON war in optimaler Weise abgesichert.

Wir haben den einzigen richtigen Weg eingeschlagen, dachte er. Es geht wirklich nur, indem wir uns mit einem Floß einschmuggeln.

Er schickte den Pellack auf den Gang hinaus und setzte sich selbst in den Sessel, gab das Suchwort YOWZENE in den Computer und fragte alles ab, was im Zusammenhang mit dem Armadafloß gespeichert war.

Die YOWZENE war tatsächlich zusammen mit dem Kurierschiff SIVVE avisiert worden, und es gab eine Sicherheitssperre, die für den Fall wirksam wurde, daß sie allein kam.

Die Sperre mußte beseitigt werden.

Nachor befaßte sich nun mit den Armadamonteuren. Der Computer bestätigte, daß diese mit einem Funksignal ausgeschaltet werden konnten, machte aber auch deutlich, daß dieser Prozeß von einer übergeordneten Kontrolleinheit des Schmiedewalls registriert und untersucht werden würde.

Er versuchte herauszufinden, wo diese Kontrolleinheit des Walls war, weil er hoffte, die gesamte Verteidigungsanlage von einer Zentrale aus stilllegen zu können. Doch der Computer gab ihm keine Auskunft.

Um die Armadamonteure zu neutralisieren, entschied sich der Armadaprinzi dafür, sie an den Triebwerksbereich zu banen und sie dort für mehrere Tage zu belassen. Dieser Befehl konnte ausgeführt werden, ohne daß irgendwo an anderer Stelle Alarm geschlagen wurde.

„Jetzt zu dir“, sagte er zu dem Pellack.

„Die Armadamonteure werden dich befreien“, versprach Nachor. „Ich werde sie entsprechend programmieren.“

Er kehrte zur Zentrale zurück, um die Monteure mit den notwendigen Anweisungen zu versehen, und vergewisserte sich, daß der Pellack nicht in den nächsten Tagen abgelöst werden sollte. Er entdeckte eine Bildaufzeichnung, aus der hervorging, daß der Pellack sich über Funk alle zwanzig Stunden melden mußte. Er spulte das Band zurück und richtete es so ein, daß es sich pünktlich zum nächsten Termin einschaltete.

Danach nahm er den Koffer vom Rücken, klappte ihn auf und baute den Transmitter auf. Er wechselte ins nächste Raumfort über.

\*

Simone Keim rannte plötzlich los. Sie riß die Tür auf und stürzte auf einen Gang hinaus.

„Ich will weg hier, weg“, keuchte sie, als Aarn Valdecci sie einholte und festhielt. „Laß mich los. Sofort.“

Er sah sich gehetzt um. Sie waren allein auf dem Gang. Jotho Manahe kam soeben aus der Halle hervor. Er hatte beide Hände in den Taschen seiner Hose vergraben und pfiff leise vor sich hin, so als berühre ihn gar nicht, was sie herausgefunden hatten.

Doch Valdecci und Simone wußten, daß er ebenso litt wie sie.

„Du darfst nicht den Kopf verlieren, Simone“, sagte Valdecci. „Wenn du jetzt einen Fehler machst, sind wir verloren.“

„Hast du denn überhaupt nichts begriffen?“ fragte sie, mühsam gegen die in ihr aufsteigende Panik ankämpfend. „Sie wollen ein Gemeinschaftswesen aus uns machen. Wahrscheinlich irgendeine Biobrühe.“

Sie deutete nach oben, um Valdecci an die Tanks und ihren unappetitlichen Inhalt zu erinnern.

„Dazu wird es nicht kommen“, sagte er eindringlich.

„Ich weiß nicht, wie wir es verhindern sollen. Ich will auch gar nicht darüber nachdenken. Ich will nur weg. Ich verlasse die ICCUBATH.“

„Wenn das nur so einfach wäre, wie es sich anhört“, seufzte Valdecci. „Simone, glaubst du, du kannst einfach zu einem Beiboot marschieren, falls es so etwas überhaupt gibt, und damit verschwinden?“

„Darüber habe ich noch nicht nachgedacht. Wir werden ein Beiboot finden. Wir müssen.“

„Und dann? Weißt du, wo wir eigentlich sind? Befindet sich die ICCUBATH noch in der Nähe der Armadaschmiede? Oder hat sie sich abgesetzt? Sind wir auf dem Weg zum Armadaherzen? Ist ein Sonnensystem in der Nähe, in dem es einen Planeten gibt, auf dem wir leben können? Ist es mit einem Beiboot erreichbar?“

„Fragen, Fragen“, rief sie. „Was soll das? Wir müssen handeln. Und wenn wir nicht mit einem Beiboot fliehen können, dann müssen wir eben die ICCUBATH nehmen.“

„Die ICCUBATH?“ Jotho Manahe lachte spöttisch. Er tippte sich mit dem Finger gegen die Schläfe. „Es war wohl zuviel für dich, was?“

„Nein, sie hat recht“, sagte Valdecci eilig, der schlagartig erfaßte, was sie meinte. „Natürlich. Wir hätten gleich darauf kommen müssen. Es geht nur mit der ICCUBATH. Mit einem anderen Raumschiff hätten wir keine Chance.“

„Nun bist du auch noch übergeschnappt.“

„Nein, aber du denkst nicht nach. Wir sind hunderttausend Männer und Frauen. Wenn es uns gelingt, nur einige hundert Gefangene zu befreien, können wir die Besatzung der ICCUBATH und die Armadamonture überrennen.“

Jotho Manahe blickte auf seine Fußspitzen. Er kam sich plötzlich recht dumm vor.

„Meinst du, die Ouechos wissen nicht, was für eine Macht hunderttausend Gefangene, darstellen?“ fragte er. „Aber dennoch - du hast recht.“

„Ich gehe jede Wette darauf ein, daß wir es mit nicht mehr als hundert oder zweihundert Ouechos zu tun haben“, fuhr Valdecci fort. Die Idee Simones begeisterte ihn immer mehr. „Wenn es uns erst einmal gelungen ist, einige Gefangene zu befreien, dann können diese andere aus ihren Kabinen holen. Das ist wie ein Schneeballsystem. Wenn die Lawine ins Rollen kommt, gibt es kein Halten mehr. Dann treiben wir die Ouechos vor uns her, bis wir sie aus den Schleusen werfen können.“

„Endlich habt ihr es begriffen“, sagte Simone erschöpft.

Das Summen von weichen Rädern schreckte sie auf.

„Da kommt ein Armadamonteur“, wisperte Valdecci. „Aus einem Seitengang.“

„In die Halle“, flüsterte Manahe.

Sie blickten sich an und eilten durch die noch immer offene Tür zurück. Kaum hatten sie die Tür hinter sich geschlossen, als sie den Roboter auch schon hörten. Er rollte an ihnen vorbei.

„Wir erreichen überhaupt nichts, wenn wir kopflos vorgehen“, stellte Simone fest. Da sie sich schwach fühlte, setzte sie sich kurzerhand auf den Boden.

„Gut, daß gerade du das sagst“, spottete Jotho Manahe.

„Es tut mir leid, daß ich davongerannt bin.“ Simone blickte den Urbanisator ärgerlich an. „Mit einem Mal war alles zuviel für mich. Es wird nicht wieder vorkommen.“

„Vergessen“, sagte Valdecci. Er sah Manahe ebenfalls an und gab ihm zu verstehen, daß er etwas unternehmen würde, wenn er Simone weiterhin mit seinem Spott provozier-

te. „Ich möchte wissen, wie viele von uns bereits mit diesem Zeug gespritzt worden sind. Hundert? Tausend? Zehntausend? Alle bestimmt nicht. Da ist noch eine ganze Menge im Becken.“

Simone nickte.

„Ich verstehe, was du damit sagen willst“, entgegnete sie. „Du meinst, wenn noch nicht allen Gefangenen diese Mikrowesen injiziert worden sind, dann sollten wir dafür sorgen, daß die Ouechos den Rest nicht mehr verwenden können. Wir müssen den Terasymbionten vernichten.“

Jotho Manahe setzte sich nun ebenfalls auf den Boden.

„Du willst dieses Monster umbringen?“ fragte er verblüfft. „Simone, ernsthaft - das ist doch völlig unmöglich für uns. Womit sollten wir das tun? Wir haben nur einen Psychostrahler. Damit können wir das Biest vielleicht beeinflussen, aber bestimmt nicht zum Selbstmord treiben. Wir brauchten einen Energiestrahler oder eine Bombe, aber die haben wir nicht.“

„Dann müssen wir uns eben etwas besorgen, womit wir es umbringen können“, sagte sie trotzig. „Vielleicht steht irgendwo ein Behälter mit Säure herum? Wir könnten einen Armadamonteur in das Becken stoßen und zur Explosion bringen. Strengt euch doch mal an. Irgend etwas wird euch schon noch einfallen. Oder habt ihr keine Phantasie?“

„Es tut mir leid, ich habe nicht die geringste Idee“, gestand Valdecci, nachdem er einige Minuten lang intensiv nachgedacht hatte. „Glaube mir, ich würde das Ding wirklich gern umbringen, aber ich weiß nicht, wie ich es machen soll.“

„Ich auch nicht“, fügte Manahe hinzu.

„Was ist mit dem Psychostrahler?“ fragte die junge Frau. „Kann man die Batterie nicht zur Explosion bringen?“

„Nein“, antwortete Manahe. „Außerdem ist die viel zu schwach. Damit würden wir nichts erreichen.“

Ratlos ließ sich Simone auf den Rücken sinken. Sie schloß die Augen. Sie war müde, und sie wäre am liebsten liegegeblieben. Was hatte sich schon groß verändert, seit sie geflohen waren? So gut wie nichts.

Stimmt nicht! korrigierte sie sich. Wir sind frei, und wir haben die Information, die wir haben wollten. Wir wissen jetzt, was man mit uns vorhat. Wir können uns wehren, und wir haben immer noch die Chance, die ICCUBATH zu verlassen, falls es uns nicht gelingen sollte, das Schiff selbst zu erobern.

„Miststück“, schimpfte Jotho Manahe. Er richtete den Psychostrahler auf den Terasymbionten und drückte ab, erreichte jedoch nichts dabei. Das Massenwesen reagierte nicht.

\*

Nachor von dem Loolandre vernahm ein leises Scharren, als er aus dem Metallrahmen seines Transmitters heraustrat. Er drehte sich um und sah einen Pellack, der sich ihm mit weiten Sprüngen näherte. Bevor er ausweichen konnte, war das raupenähnliche Wesen bereits über ihn und warf ihn zu Boden.

Die Waffe flog aus der Hand des Armadaprinzen und rutschte einige Meter weit über den Boden. Unerreichbar für ihn blieb sie vor einer Tür liegen. Nachor glaubte sich bereits verloren, da der Pellack ihm kräftemäßig weit überlegen war, und er suchte verzweifelt nach einer Möglichkeit, ihm zu begegnen.

Doch der Pellack versuchte nicht, ihn zu töten.

Er schlug Nachor die Faust gegen den Schädel, um ihn zu betäuben, sprang dann über ihn hinweg, nahm die Waffe auf und rannte davon.

Der Armadarebell blickte ihm überrascht nach. Langsam erhob er sich, wobei er seinen schmerzenden Kopf mit den Fingerspitzen massierte.

Was ist in ihn gefahren? dachte er. Er hätte mich erschießen können.

Dann begriff er.

Der Pellack hielt sich strikt an seine Befehle. Er handelte konsequent.

Ein Unbefugter war in das Raumfort eingedrungen. In dieser Situation war nur eines wichtig. Er mußte Alarm schlagen und die Sicherheitsorgane benachrichtigen.

War das geschehen, konnte er sich noch immer um ihn kümmern.

Nachor rannte los.

In der vergangenen Stunde war es ihm gelungen, zwölf Raumforts unschädlich zu machen und für die Ankunft der YOWZENE zu präparieren.

Sollte alles umsonst gewesen sein?

Alles war gut gegangen, doch nun schien der Plan in letzter Sekunde zu scheitern.

Er mußte den Pellack erreichen, bevor dieser eine Funknachricht absetzen konnte.

Aber was sollte er tun? Sollte er sich auf ihn stürzen und ihn aus seiner Schaltzentrale zerren?

So dumm ist der Pellack nicht! fuhr es ihm durch den Kopf. Er kann sich ausrechnen, daß du kommst. Er wartet auf dich. Und wenn er dich sieht, schießt er dich über den Hauen.

Nachor von dem Loolandre blieb stehen. Das rote Auge funkelte im Licht der Deckenlampen.

Ich habe nur eine Chance! dachte er, drehte sich um und rannte in höchster Eile zu dem Metallgerüst zurück, das noch immer auf dem Gang stand. Er sprang förmlich hinein, tippte einige Programmtasten und verschwand mit dem Transmitter.

Er materialisierte etwa achtzig Meter weiter auf einem Gang. Keine fünf Meter von ihm entfernt war die Schaltzentrale.

Nachor atmete auf.

Er hatte Glück gehabt. Die Idee, der er spontan gefolgt war, hatte sich als Glückstreffer erwiesen. Es war ihm gelungen, den Pellack gewissermaßen zu überholen. Jetzt befand er sich im Rücken des Pellacks. Nachor konnte seinen Kopf mit den weit vorgestreckten Stielaugen sehen. Der Pellack blickte jedoch nicht zu ihm hin, sondern in die entgegengesetzte Richtung, aus der er ihn erwartete.

Lautlos stieg der Armadaprinz aus dem Transmitter. Er schob sich langsam an den Pellack heran, warf sich dann mit ganzer Kraft auf ihn und hieb ihm die geballte Faust gegen die Schläfe.

Der Pellack stieß einen klagenden Laut aus und rutschte aus dem Sessel. Der erbeutete Strahler entfiel seiner Hand. Nachor nahm ihn rasch auf und sprang zurück. Er überzeugte sich davon, daß die Waffe noch immer auf Psychowirkung geschaltet war. Er sah, daß der Pellack sich erstaunlich schnell von dem Schlag gegen seinen Kopf erholte. Er löste die Waffe aus und erteilte seine Befehle. Dann präparierte er das Wachfort, so wie er es mit den anderen auch gemacht hatte. Er führte den Pellack in die Werkstatt des Forts und fesselte ihn dort. Dann eilte er in die Zentrale und blickte auf die Bild- und Ortungsschirme.

Die YOWZENE kam.

Sie hätte nicht pünktlicher sein können.

Der Armadaprinz las die Zahlen von den Ortungsschirmen ab. Noch war die YOWZENE über vierhunderttausend Kilometer entfernt. Langsam schwebte sie auf den Schmiedewall zu.

Nachor von dem Loolandre gab das vereinbarte Funksignal, mit dem er Porres anzeigte, daß alles nach Plan verlaufen war. Sekunden später leuchteten die Kodeziffern auf, mit

denen Porres seine Ankunft bekanntgab und die Wachforts aufforderte, ihm eine Gasse zu öffnen.

Der Armadaprinz lächelte.

Seine Berechnungen erwiesen sich als absolut richtig. Die YOWZENE näherte sich dem Schmiedewall genau an der Stelle, an der er die Raumforts präpariert hatte. Daher reagierten die positronischen Kontrolleinrichtungen eben dieser Forts auf die Funksignale des Armadafloßes.

Die Raumforts glitten zur Seite und machten Platz für die YOWZENE.

Nachor von dem Loolandre wartete, bis das Armadafloß direkt neben ihm war. Dann stieg er in den Transmitter, tippte einige Tasten und wechselte in die Hauptleitzentrale der YOWZENE über. Er verzichtete darauf, den Raumanzug aus dem ersten Fort zu holen, das er für das Armadafloß vorbereitet hatte.

Porres blickte ihn mit leuchtenden Augen an.

„Es hat geklappt“, jubelte er. „Wir sind durch.“

„Wir haben es erst geschafft, wenn wir an der Armadaschmiede anlegen und wenn bis dahin niemand Alarm geschlagen hat“, entgegnete der Anführer der Rebellen. „Noch wissen wir nicht, ob unsere Männer nicht doch geortet worden sind.“

„Die Forts haben sie nicht bemerkt“, behauptete Porres siegessicher. „Es ist zu spät für die Armadaschmiede. Es geht ihnen an den Kragen. Du wirst sehen, sie sind erledigt, bevor sie überhaupt wissen, was gespielt wird.“

„Wir wollen es hoffen. Noch nie haben wir uns so weit vorgewagt“, erwiderte Nachor von dem Loolandre. „Wir dürfen die Armadaschmiede nicht unterschätzen. Keiner unserer Gegner war so gefährlich, wie sie es sind. Wir werden sie schlagen, Porres, aber nur, wenn wir kühl und beherrscht vorgehen. Freuen können wir uns, wenn wir gewonnen haben.“

Er hob die rechte Hand vor das Gesicht und ballte sie zur Faust, um auf diese Weise seine Kampfbereitschaft anzuzeigen, und wieder blitzte das rote Auge auf seiner Stirn auf, als ob es von einem inneren Feuer erleuchtet würde.

8.

„Na gut“, sagte Aarn Valdecci, „wenn uns nicht einfällt, wie wir den Terasymbionten umbringen können, dann sollten wir verschwinden und versuchen, unsere Leidensgenossen zu befreien.“

„Warum so eilig?“ fragte Jotho Manahe. „Wir können uns doch Zeit lassen.“

„Eben nicht“, widersprach Simone hitzig. „Wir haben keine Zeit, weil wir nicht wissen, wann die Symbionten, die sie uns ins Blut gespritzt haben, aktiv werden. Wahrscheinlich verhalten sie sich ruhig, bis alle von uns mit ihnen versehen worden sind, aber das muß nicht so sein.“

„Richtig. Das hatte ich vergessen“, sagte Manahe. Er öffnete die Tür zum Gang und blickte hinaus. „Die Luft ist rein. Wir können gehen.“

Simone folgte ihm bereits auf den Gang hinaus, als Aarn Valdecci plötzlich mit den Fingern schnippte.

„Moment mal“, rief er. „Ich weiß, was wir zu tun haben.“

„Tatsächlich?“ fragte die junge Frau. „Jetzt auf einmal?“

„Paßt auf“, sagte er voller Eifer, zog sie in die Halle zurück und schloß die Tür. „Als wir uns im Schacht vor den Quechos versteckt haben, habe ich mich an einigen Kabeln festgehalten. Versteht ihr? Durch den Schacht laufen verschiedene Kabel.“

„Ja - und?“ Jotho Manahe zuckte mit den Schultern. Er verstand noch immer nicht.

„Kabel führen Energie, Junge“, erwiderte Valdecci triumphierend. „Es sind verdammt dicke Kabel. Das bedeutet, daß uns eine Menge Energie zur Verfügung steht. Wir müssen ein Kabel kappen und das blanke Ende in das Becken werfen. Wenn Wir den Terasymbionten damit nicht umbringen, schaffen wir es auf keine andere Weise.“

„Dazu brauchen wir eine isolierte Zange“, bemerkte Simone kühl. „Und gibt es keinen Kurzschluß, wenn wir das Kabel durchschneiden?“

„Laßt mich das nur machen“, sagte Valdecci, der Kosmosignalist. „Von diesen Dingen verstehe ich eine ganze Menge.“

Er öffnete die Luke zum Schacht, stieg hindurch und kletterte nach oben.

„Ich suche Werkzeug“, rief er Simone und dem Urbanisator zu. „Wartet auf mich.“

Fast eine Stunde verstrich. Dann kehrte Valdecci zurück. Lachend präsentierte er ihnen eine isolierte Zange und einige weitere Werkzeuge, die er für seine Arbeit benötigte.

„Jetzt wird es ernst“, sagte er. „Dem Terasymbionten geht es an den Kragen.“

Er kroch in den Schacht zurück und arbeitete dort einige Minuten. Dann kam er mit dem durchschnittenen Kabel heraus.

„Vorsicht“, warnte er. „Geht lieber zur Tür. Gleich ist hier die Hölle los. Und dann heißt es verschwinden. Inzwischen hat die Reparaturkontrolle bestimmt schon Alarm geschlagen. Wir müssen weg sein, bevor die Armadamontoure kommen, um den Schaden zu beheben.“

Jotho Manahe und die junge Frau zogen sich bis zur Tür zurück. War der Terasymbiont mit einem Stromschlag zu besiegen?

Das blanke Ende des Kabels blitzte auf.

„Ich habe keine Ahnung, wie der Symbiont reagiert“, sagte Valdecci. „Auf jeden Fall dürfte es gut sein, wenn wir schnell verschwinden können. Öffnet die Tür.“

Er wartete, bis der Weg zum Gang frei war. Dann trat er näher an das Becken heran.

Simone sah, daß der Terasymbiont unruhig wurde. Auf seiner Oberfläche bildeten sich zahlreiche Erhebungen heraus, die sich jedoch nur für wenige Sekunden hielten und dann wieder in sich zusammensanken. Es schien, als kämpften Wind und Strömungen auf kleinstter Fläche gegeneinander und wühlten die Flüssigkeit auf.

Das Biest ahnt etwas, dachte Simone.

„Los doch“, rief Jotho Manahe. „Worauf wartest du noch?“

Aarn Valdecci beugte sich vor und schleuderte das Kabelende in das Bassin. Die zähflüssige Masse des Terasymbionten versuchte, ihm auszuweichen. Sie bildete eine tiefe Mulde in der Mitte des Beckens, erreichte damit jedoch überhaupt nichts. Das Kabel fiel in die lebende Masse aus Billionen von Einzelwesen. Im gleichen Moment schien der Terasymbiont zu erstarren und zu einer steinarten Substanz zu werden. Doch dann wölbte er sich auf. Eine Säule stieg aus seiner Mitte auf und streckte sich zur Decke. Es schien, als wolle sie sich zur Seite werfen, um sich auf festen Boden zu retten, doch dann brach sie auseinander und stürzte in das Becken zurück, in dem es nun brodelte und kochte. Dampf stieg aus dem Terasymbionten auf, und ein unerträglicher Gestank breitete sich aus.

Aarn Valdecci flüchtete hinter Simone und dem Urbanisator her auf den Gang hinaus.

„Das wäre erledigt“, sagte er. „Der Symbiont ist tot.“

Irgendwo in der Ferne heulte eine Alarmpfeife.

„Die Ouechos müssen erst einmal damit fertig werden“, lachte Valdecci. „Sie sind für mindestens eine halbe Stunde abgelenkt. Diese Chance müssen wir nutzen und die Gefangenen befreien. Kommt. Wir dürfen keine Zeit verlieren.“

Sie stürmten den Gang entlang, bis sie einen Antigravschacht entdeckten, der nach oben gepolt war. Sie sprangen hinein und ließen sich in die Höhe tragen, da ihre Chancen zu einem Erfolg zu kommen, oben ebenso groß waren wie unten.

Ein Ouecho stellte sich ihnen entgegen, als sie den Schacht verließen, aber Manahe richtete den Psychostrahler auf ihn und lahmte seinen Willen.

„Wo sind Gefangene?“ fragte er. „Schnell. Führe uns zu dem nächsten Raum, in dem Gefangene sind.“

Der Ouecho ging nur wenige Schritte weit. Dann öffnete er eine Panzertür zu einem Raum, in dem etwa hundert Männer und Frauen auf dem Boden lagen.

Wachen waren nicht zu sehen. Niemand schien zu fürchten, daß die Gefangenen ausbrachen. Die meisten Männer und Frauen waren allerdings so entkräftet, daß von ihnen nicht viel Widerstand zu erwarten war.

„Kommt heraus“, rief Simone Keim. „Wir übernehmen die ICCUBATH. Wehrt euch endlich.“

Sie zögerten. Viele von ihnen schienen an eine Falle oder an eine neue Schikane ihrer Peiniger zu glauben.

„Wehrt euch“, wiederholte Simone. „Wir haben herausgefunden, daß sie biologische Experimente mit uns machen wollen. Sie Werden uns alle umbringen, wenn wir nichts unternehmen. Wir sind ihnen weit überlegen. Also - worauf wartet ihr noch?“

„Es ist wahr“, sagte Aarn Valdecci. „Sie injizieren uns ein Gift, das uns zu willigen Sklaven machen soll. Noch können wir etwas dagegen tun. In ein paar Stunden ist es vielleicht schon zu spät. Los doch. Kommt endlich.“

Zögernd und unsicher traten einige Gefangene auf den Gang hinaus. Sie sahen, daß sich hier niemand außer Simone, Manahe und Valdecci aufhielt, und daß sie nicht durch Armadamonteure oder Ouechos bedroht wurden. Jetzt endlich fiel die Angst von ihnen ab.

„Es ist wahr“, brüllte einer von ihnen. „Wir sind frei. Kommt heraus. Schnell.“

Das war der Durchbruch. Die Gefangenen jubelten. Jetzt drängten sich alle zur Tür.

„Befreit auch die anderen“, rief Simone. „Öffnet alle Türen und holt die anderen heraus. Versucht, Waffen zu bekommen. Nehmt alles, womit ihr euch wehren könnt.“

Zusammen mit Aarn Valdecci und Jotho Manaha wichen sie zurück, um den Gefangenen Platz zu machen.

„Weiter! Weiter!“ brüllte der Urbanisator. „Nur nicht stehen bleiben. Wir müssen die ICCUBATH in unsere Hand bringen. Es muß schnell gehen. Wir werden die Ouechos überrumpeln.“

Es schien, als hätten die Gefangenen nur auf diese Worte gewartet. Sie rannten zu den nächsten Türen und rissen sie auf.

Der Sturm auf der Hauptleitzentrale der ICCUBATH begann.

„Die Armadaschmiede haben das Spiel verloren“, triumphierte Aarn Valdecci. „Wir sind frei, und wir lassen uns nicht wieder einsperren. Nie mehr!“

\*

„Die Entladung der Flöße erfolgt vollautomatisch“, berichtete Porres. „Das geht aus den Computeraufzeichnungen hervor. Nur selten einmal ergibt sich für den Flößer die Notwendigkeit, das Floß zu verlassen und eine Armadaschmiede zu betreten.“

„Dann müssen wir unsere Freunde eben davon überzeugen, daß es dringend notwendig ist, uns hereinzulassen“, erwiderte Nachor von dem Loolandre. „Es muß schnell gehen.“

Er blickte auf die Bildschirme, auf denen sich die Armadaschmiede abzeichneten. Noch war die YOWZENE so weit von ihr entfernt, daß die Optiken die gesamte Schmiede erfassen konnten. Die positronischen Einrichtungen lenkten das Armadafloß zu einer Schleuse, die auf der Oberseite der gigantischen Weltraumstation lag.

„Wenn wir erst angelegt haben, ist es zu spät“, stellte der Armadaprinz fest. „Ich gehe voraus und sorge dafür, daß es keine Schwierigkeiten gibt.“

Er griff nach seinem Koffer, klappte ihn auf und entfaltete das Metallgerüst. Dann programmierte er den Transmitter, stellte sich hinein und überprüfte seinen Kombistrahler noch einmal, bevor er sich in die Armadaschmiede versetzte.

Er materialisierte in einem Frachtraum, in dem sich große Ballen, die mit Plastikfolien umwickelt waren, bis zur Decke stapelten.

Einige Ouechos entnahmen mit Hilfe von Sonden Proben aus den Ballen und führten sie einem tragbaren chemischen Labor zu. Sie bemerkten ihn und schrieen laut auf.

„Faßt ihn“, brüllte einer von ihnen. „Er hat hier nichts zu suchen.“

Er richtete den Energiestrahler auf sie, schaltete auf Paralysewirkung um und lahmte sie. Sie stürzten zu Boden und blieben regungslos liegen.

Nachor von dem Loolandre sah, daß sich neben der Hauptschleuse eine Schaltzentrale befand, von der aus der Frachtverkehr offenbar überwacht wurde. Er ließ den Transmitter stehen, wo er war, und eilte zur Schleuse hinüber. Transparente Wände umgaben die Schalt- und Kontrolleinheiten, so daß der Armadaprinz die Halle ständig überblicken konnte, als er am Computer arbeitete.

„Die Schmiede fühlen sich sicher“, sagte er leise. „Sie halten ein Sicherheitsprogramm für überflüssig. Mir soll es recht sein. Das macht mir die Arbeit leichter.“

Er änderte das Computerprogramm in einigen Teilen, um seinen Mitkämpfern, die sich zu Hunderten zwischen den Frachtballen verbargen, den Weg in die Armadaschmiede zu öffnen. Als er glaubte, das äußere Schleusenschott öffnen zu können, ohne einen Alarm auszulösen, drückte er einige Tasten am Computer.

Damit begann der Kampf um die Armadaschmiede MOGODON.

Nachor von dem Loolandre blieb ruhig und gefaßt. Er bemühte sich, aufkommende Emotionen unter Kontrolle zu halten.

Dies ist ein wichtiger Schritt, sagte er sich, aber es ist noch nicht der Sieg.

Über Monitoren konnte er beobachten, daß mit den Bioballen von dem abgeernteten Planeten zahlreiche Gestalten in Raumanzügen in die Schleusenkammer eindrangen. Für einige Sekunden war er abgelenkt. Daher bemerkte er zu spät, daß sich ein Schott der Lagerhalle geöffnet hatte und mehrere Ouechos zusammen mit einem Armadamonteur hereinkamen.

Eine Bewegung schreckte ihn auf. Er hob den Kopf und sah, daß vier Ouechos seinen Transmitter aus der Halle schleppten, während drei andere Ouechos und der kastenförmige Armadamonteur auf ihn zu liefen.

Nachor von dem Loolandre wollte sich auf keinen Fall in der Schaltzentrale auf einen Kampf mit ihnen einlassen, um die Computer nicht zu gefährden. Der Ausfall der Positronik hätte seine Männer an die Schleusenkammer bannen können. Er griff zur Waffe und stürzte nach draußen.

Einer der Ouechos warf sich auf ihn. Er hatte vier tentakelartige Arme gebildet, mit denen er ihn umschlingen wollte, doch Nachor konnte ihn mit einem Schuß abwehren und paralysieren. Dann aber waren die anderen heran, und er mußte seine Faust einsetzen, um sie abzuwehren. Er rannte zur Seite, schaltete die Waffe auf thermonuklearen Energiestrahl um und feuerte auf den Armadamonteur, verfehlte ihn jedoch. Der Energiestrahl schlug im Hintergrund der Halle ein und verbrannte ein Rohr. Krachend platzte es auseinander, und eine schwarze Flüssigkeit ergoß sich in den Frachtraum.

Wenige Meter daneben flüchteten die vier Quechos mit seinem Transmitter durch eine Tür hinaus.

Er schoß erneut auf den Armadamonteur, traf ihn und zerstörte mehrere seiner Arme. Auch die Positronik schien in Mitleidenschaft gezogen zu sein, denn die Maschine begann sich im Kreis zu drehen und sinnlos mit den ihr verbliebenen Armen in der Luft herumzufuchtern.

Nachor von dem Loolandre sah, daß sich das innere Schleusenschott öffnete. Zahlreiche Armadarebellen stürmten herein. Sie grüßten ihn mit erhobenen Fäusten, warfen sich sogleich auf die Ouechos, die ihn bedrängten und rissen sie zur Seite.

„Sie haben den Transmitter“, rief er den Rebellen zu. „Ich muß ihn holen.“

Er erläuterte einem von ihnen, wie die Schleusenschotte bedient werden mußten, und befahl ihm, die anderen Rebellen so schnell wie möglich einzuschleusen.

„Es geht um Sekunden“, sagte er. „Mittlerweile dürften im Zentrum der Schmiede die Alarmsirenen heulen. Damit schrecken wir die Silbernen hoch. Von jetzt an muß es Schlag auf Schlag gehen.“

„Was hast du vor?“ fragte der Mann.

„Ich muß den Transmitter holen“, antwortete er. „Wenn sie mir jetzt damit entkommen, finde ich ihn nie wieder. Dazu ist die Schmiede zu groß.“

Er rannte auf die Tür zu, durch die die Ouechos verschwunden waren. Als er sich ihr bis auf etwa zehn Meter genähert hatte, zerfetzte eine krachende Explosion die Tür und sprengte sie aus ihrem Rahmen.

Nachor von dem Loolandre riß die Arme schützend vor das Gesicht. Die Druckwelle schleuderte ihn zurück. Er stürzte hinter einen Frachtkoffer und hörte, wie Splitter neben ihm in das weiche Material schlugen.

Als er den Kopf hob, blickte er in Flammen, die durch die zerstörte Tür züngelten.

Was war geschehen?

War der Transmitter explodiert, den er vor vielen Monaten von einer geheimnisvollen Persönlichkeit erhalten hatte, als ihn eine Augenkrankheit zu einem Aufenthalt an einem fernen Planeten gezwungen hatte?

Er mußte daran denken, daß er durch die tropischen Wälder dieser Welt gestreift war, in der die Luft von Mikroben geschwängert war, von denen allein er hoffen konnte, geheilt zu werden. Tatsächlich hatte sich bestätigt, was die Ärzte ihm vorhergesagt hatten. Die Ausscheidungen der Mikroben hatten sich am Auge festgesetzt und die Krankheit besiegt.

In einer verlassenen Stadt, deren Alter unbestimmbar zu sein schien, war er jenem Wesen begegnet, das ihm kurz vor seinem Tod den Transmitter geschenkt hatte.

Die Rebellen strömten durch die Schleuse herein.

Der Transmitter muß warten, dachte Nachor von dem Loolandre. Es geht nicht anders.

Er sprang auf und machte sich zusammen mit seinen Männern auf den Weg zum Herzen der Armadaschmiede.

\*

Der Alarm erschütterte das Selbstbewußtsein Xerzewns bis in die Grundfesten hinein.

Ausgerechnet zu einem Zeitpunkt, zu dem Parwondov in MOGODON weilte, mußte Derartiges passieren.

Xerzewn blickte Carwanhov erneut an.

Hatte dieser eine Intrige eingeleitet, um ihn bloßzustellen? Wollte Carwanhov sich auf diese Weise für die Demütigungen rächen, die er ihm zugefügt hatte?

„Das kann nur ein närrischer Fehler in der Positronik sein“, rief Dronomon. „Niemand kommt am Schmiedewall vorbei. Das ist unmöglich.“

„Und wenn es kein Fehler ist?“ fragte Parwondov, der erstaunlich gelassen blieb.

„Es muß ein Fehler sein“, betonte Xerzewn. „Was denn sonst? Du glaubst doch nicht, daß irgend jemand unsere Pläne stören kann?“

Er eilte zur Tür.

„Wartet hier“, sagte er. „Ich bringe das in Ordnung.“

Er schüttelte den Kopf.

„Es hat noch nie einen Alarm in MQGODON gegeben. Noch nie!“

Mit diesen Worten eilte er hinaus. Die Tür schloß sich hinter ihm.

„Wir haben wirklich keinen Grund zur Sorge“, bemerkte Carwanhov nun. „Ich will nicht ausschließen, daß irgendwo an der Peripherie der Schmiede gekämpft wird. Vielleicht ist es tatsächlich jemandem gelungen, den Schmiedewall mit einem Trick zu überwinden.“

„Und?“ fragte Parwondov. „Was willst du damit sagen?“

„MOGODON ist noch nie in Gefahr gewesen. Dennoch sind wir gerüstet. Wer auch immer uns angreift, er hat nicht die geringste Chance. Wir haben Überraschungen auf Lager, mit denen niemand rechnet.“

Parwondov nickte.

„Ich sagte schon, daß von überall Berichte eingetroffen sind, in denen von Angriffen durch Wesen die Rede ist, die nicht der Endlosen Armada angehören. Vielleicht haben wir es auch hier mit ihnen zu tun. Vielleicht handelt es sich wieder um einen Angriff dieser Terraner, wie es bereits bei der Schmiede HORTEVON der Fall war.“

Parwondov ging nicht darauf ein.

„Unser Ziel ist die Armadaeinheit 1“, sagte er mit scharfer Betonung. „Und von diesem Ziel weichen wir unter gar keinen Umständen ab.“

„Dennoch müssen wir uns den Rücken freihalten“, betonte Carwanhov. „Wenn es tatsächlich jemand gewagt haben sollte, in die Schmiede einzudringen, wird er sein blaues Wunder erleben.“

Die Tür öffnete sich, und Xerzewn trat ein. Ihm war anzusehen, wie sehr ihn der Alarm getroffen hatte.

„Es war kein Versagen in der Positronik“, erklärte er. „Wir haben es mit Rebellen zu tun, die in eine der Außenstationen der Schmiede eingedrungen sind. Dort finden zur Zeit heftige Kämpfe statt.“

„Ich bin sicher, daß wir den Feind zurückschlagen werden“, bemerkte Dronomon eifrig.

„Das ist nicht das Problem“, sagte Parwondov.

„Nicht?“ fragte Dronomon verwundert. „Was dann?“

„Perry Rhodan! Er wird sofort aktiv werden, wenn er bemerkt, daß hier gekämpft wird.“

\*

In BASIS-ONE herrschte geschäftiges Treiben. In kurzen Abständen starteten Raumschiffe, um Besatzungsmitglieder der verschiedensten Einheiten vom Stützpunkt auf ihre Schiffe zu bringen.

Perry Rhodan schloß einige Vorbereitungen ab, die er getroffen hatte. Er war entschlossen, dem Hinweis Eric Weidenburns zu folgen und mit einer großen Flotte von Raumschiffen zu den Koordinaten vorzustoßen, die Weidenburn angegeben hatte.

Ras Tschubai gesellte sich zu ihm, als er auf dem Weg zu einem Beiboot war, mit dem er zur BASIS starten wollte.

„Ich habe soeben eine Meldung erhalten“, sagte der Teleporter. „Eines unserer Erkundungsschiffe hat eine Explosion bei einem Armadafloß beobachtet, aber keine Gefechtsaktivität. Als es später den Raum untersuchte, stieß es auf die Reste eines Raumschiffs der Endlosen Armada.“

Rhodan blieb stehen.

„Und?“ fragte er. „Was ist so ungewöhnlich daran? Zwischenfälle solcher Art hat es in letzter Zeit häufiger gegeben.“

„Der Vorfall ereignete sich nur zwanzig Lichtjahre von dem Gebiet entfernt, indem laut Weidenburn die Armadaschmiede MOGODON sein soll.“

„Das könnte allerdings interessant sein.“

„Wir haben den Kurs des Armadafloßes ermittelt“, fuhr der Mutant fort. „Wenn wir Glück haben, führt er zu einer Armadaschmiede. Es ist von einem Planeten gekommen, der von ihm abgeerntet worden ist.“

„Könntest du dich etwas deutlicher ausdrücken?“

„Natürlich. Die Besatzung des Erkundungsschiffs behauptet, daß es auf dem abgeernteten Planeten nur noch Leben in den Meeren gibt. Von den Kontinenten ist alles tierische und pflanzliche Leben verschwunden. Dort gibt es nur noch toten Staub.“

„Das könnte bedeuten, daß alles, was der Flößer dort erbeutet hat, zu einer Armadaschmiede gebracht wird.“

„Genau das meine ich, Perry. Wir sind nicht nur auf die Angaben Eric Weidenburns angewiesen, sondern haben noch eine zweite Spur, die uns zu einer Armadaschmiede führen könnte.“

„Wir werden der Spur folgen“, entgegnete Rhodan. „Zunächst aber fliegen wir das Ziel an, das Eric definiert hat. Wir brechen in zwei Stunden mit insgesamt viertausend Raumschiffen aller Klassen auf.“

ENDE